Zingerle, Ignaz Vinzenz,

Kinder- und Hausmärchen

Innsbruck 1852

Tirols
Volksdichtungen und Volksgebräuche

gesammelt

durch

die Brüder

Ignaz und Josef Zingerle.

Erster Band:

Kinder- und Hausmärchen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1852.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt

durch die

Brüder Zingerle.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1852.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

Dem Andenken

ihrer

frühverblichenen, lieben

Bettina

gewidmet

von den

Herausgebern.

Vorwort.

Fr. Lentner schreibt in seinen „Geschichten aus den Bergen": „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo das Märchen selbst zum Märchen geworden sein wird und man sich erzählt, daß es Sagen gegeben habe.

Seit ihre Ueberlieferung eine schriftliche geworden ist, gerieth ihr eigentlicher Lebenssaft in's Stocken; — das Lesen macht den Erzähler überflüssig; dabei aber verstummen auch die letzten Wissenden und dem, der nicht liest, geht sein lebendes Buch verloren, dessen Inhalt gewiß nicht einmal vollständig gerettet wurde in's Gedruckte. Der deutsche Bauer unserer Tage, trotz seiner Schulkünste, um wie viel weniger weiß er nicht von jenen Geschichten, Schnurren, Sprüchen und Märchen, die ihm in erfreulicher, leichtfaßlicher Form eine Menge leichtfaßlicher Lehrsätze, nutzbare Moral und ächte Volksweisheit an die Hand gaben? — Je seltener ein wirklicher Geschichten- und Sagenbesitz beim Landvolk geworden, desto schätzbarer ist das Wenige, was einzelne Gegenden unter manchen äußeren und inneren Begünstigungen noch heute bei frischem Leben erhalten haben."

Was in dieser Stelle einer meiner geehrtesten Freunde im Jahre 1851 niederschrieb, schwebte mir vor, als ich im Jahre 1843 meine Sammlung der Sagen, Märchen, Volkssprüche rc. begann. Mein herrliches Vaterland schien mir einer der gesegneten Winkel zu sein, in dem noch mancher Schatz ruht, der anderswo nicht mehr zu finden ist. Die ächte Volkspoesie klingt noch in den Bergen, und Sagen, die in andern Ländern lange schon verschollen sind, tönen noch in unsern von Eisgebirgen umfriedeten Thälern. —

Wie sich in unsern Dialekten mittelalterliche Formen und Redensarten, die wir in den mittelhochdeutschen Dichtungen lieb gewonnen haben, zahlreich wieder finden, so wandern noch häufig Sagen und Märchen im Munde des Volkes, die mit den Götter- und Heldensagen unserer Vorfahren in engster Verwandtschaft stehen und auf manche dunkle Stelle unserer alten Dichtungen helle Schlaglichter werfen. Wie in den Gebirgsländern sich ein festes Anklammern an das Althergebrachte zeigt und heutige Sitten noch von dem Zeugniß geben, was einst in uralter Zeit gebräuchlich war, so haben sich in unsern Gebirgen noch Gewohnheiten und Gebräuche erhalten,

die in der Ebene lange schon vergessen und begraben sind. Wenn aber heute noch ein altes Lied erklingt, so steht uns Niemand Bürge, ob es morgen auch erschallen werde; wenn heute eine alte Kindsmagd den lauschenden Kleinen noch ein Märchen erzählt, sind wir nicht gesichert, ob morgen die alte Dichtung mit der Erzählerin nicht zu Grabe gehe. Die alte Zeit verschwindet und mit ihr drohen auch ihre Blüthen zu welken und zu verdorren. Je rascher ein neuer Geist in die Entwicklung des Lebens eingreift, desto schneller werden uns die alten Schätze entrückt. Wer steht dafür, daß unsere einheimischen Volksdichtungen noch blühen und das Herz erfreuen werden, wenn die Dampfwagen durch unsere Thäler brausen werden und das bisher Ferne uns nahe liegen wird? Wir können und dürfen uns derartige Gedanken nicht verhehlen und müssen sammeln, so lange es noch Abend ist, — denn sonst dürfte die Reue zu spät kommen, wenn ein späterer Sammler anstatt der Rosen nur mehr dürre Halme und stachlichte Hagenbutten finden würde.

Diese Gedanken leiteten mich, als ich meine Sammlung begann, dieselben erfüllen mich jetzt, da ich das erste Bändchen meiner Lese in die weite,

fremde Welt sende. Es enthält die Kinder- und Hausmärchen Tirols, die kindlichen, zarten Dichtungen, die den Kindern erzählt werden, oder die man sich an langen Winterabenden mittheilt, wenn in getäfelter Stube das Kienscheit flammt, der Mond durchs Fenster schaut und die traulichen Räder schnurren. Das Bändchen zählt 40 solche Kinder unserer Volksmuse. Es gibt deren wohl ungleich mehrere in unsern Bergen, allein wir finden sie schon in andern Märchensammlungen erzählt und deßwegen ließen wir sie aus dem Spiele. Wir haben nur solche Märchen aufgenommen, die man in derselben Gestalt in andern Büchern nicht findet. Dieses hinderte uns aber nicht, Erzählungen, die mit bereits gedruckten Märchen verwandt sind, aber sich doch durch einzelne Züge davon unterscheiden, aufzunehmen. Wir haben es sogar zweckmäßig gefunden, ein und dasselbe Märchen, das aber in verschiedenen Theilen Tirols verschieden erzählt wird, in den verschiedenen Fassungen den Lesern mitzutheilen. Ein Beispiel dieser Art mögen uns die Märchen: „Eistl im Körbl,“ „Die drei Schwestern“ und „Das Hennenpfösl“ bieten. Stammmärchen ist in allen dasselbe, das eine Thema hat drei Variationen erhalten und es ist nicht uninteressant, diese feinen Unterschiede in der Darstellung zu verfolgen. Das Mütterchen in Passeier erzählt „Das Hennenpfösl,“ die alte Kindsmagd in

Meran „Die drei Schwestern" und bei Bozen hört man „Das Cistl im Körbl." —

Was die Darstellung der mitgetheilten Märchen betrifft, so beflissen wir uns die volksthümliche Erzählungsweise, so viel als möglich war, beizubehalten. Mit einer fast kindlichen Pietät bestrebten wir uns, jede fremde Zuthat selbst dort ferne zu halten, wo uns die Erzählung lückenhaft schien. Wir wollen das Empfangene treu in jener Gestalt wieder geben, in der wir es erhalten haben. Dies Streben, den Volkston treu beizubehalten, wird manche Provinzialismen, die wir geflissentlich einwoben, entschuldigen und rechtfertigen. Sollte einer unserer Leser um die Quellen fragen, aus denen wir schöpften, so müssen wir ihm treu und aufrichtig gestehen, daß wir nur eine Quelle, die Tradition des Volkes, benützten. Die Mittheilung und Erzählung manches Märchens verdanken wir der theuren Unvergeßlichen, der dieses Bändchen gewidmet ist und von der des Dichters Worte gelten:

„an ir was frouwen êre *)
und ganziu triuwe veste.

Sie stand uns bei unserm Beginnen hülfreich zur Seite und manche zarte Blüthe unserer Volkspoesie, die in den nächsten Bänden veröffentlicht wer-

---

*) Wigalois von Wirnt von Gravenberg. V. 7460 u. 61.

den wird, verdanken wir dem forschenden Geiste meiner Bettina. Sie hatte noch die Freude, die ersten Bogen dieser Schrift, an der sie so thätigen Antheil nahm, empfangen und lesen zu können. Bevor aber dieser Märchenkranz zu Ende gebracht war, war das zarte Märchen ihres Lebens ausgedichtet und der dunkle Epheukranz auf ihr Grab gelegt.

Möge dieser erste Band unsers Sammelwerkes die Jugend erheitern, das Volk unterhalten und dem Forscher eine willkommene Gabe sein! — Sollte dieser Wunsch erfüllt werden, so werden wir mit doppeltem Eifer an die Fortsetzung unsers Werkes gehen, dessen nächstfolgende Bändchen die Sagen, Volkslieder, Schnaderhüpflen, Räthsel und Sprüchwörter unsers Volkes bringen werden.

Am Schlusse dieses Vorwortes wende ich mich an die Freunde der Volksdichtungen und der alten Volksgebräuche in unsern Bergen mit der Bitte, die Reste der Volkspoesie und Volkssitte zu sammeln und uns mit ihren Spenden zu beehren. Nur vereinten Kräften und einem aufrichtigen Zusammenwirken wird das begonnene Werk gelingen, dem jeder unparteiische Forscher seine Anerkennung zollen wird. Zum Schlusse meinen wärmsten Gruß allen Freunden unserer Heimat und ihrer Bewohner.

Innsbruck, den 30. Jänner 1852.

Ignaz Vinc. Zingerle.

Inhalt.

1.

Schwesterchen und Brüderchen.

Es war einmal ein Schwesterchen und ein Brüderchen. Das Schwesterchen war brav und gut und folgsam und betete fleißig in der Kirche. Das Brüderchen ging aber seine Wege, war störrisch und schnippisch und machte seinen Eltern nur Kummer und Verdruß. Einmal gingen beide in den dunklen Wald hinaus Erdbeeren lesen. Sie kamen immer tiefer und tiefer in den Forst hinein. Das Brüderchen aß und aß in voller Gier, ohne jemals an Gott oder an die Mutter zu denken; das Mädchen hatte aber ein Binsenkörbchen mitgenommen, und las die rothen Beerlein in dasselbe hinein, um sie der lieben Mutter zu bringen. Wie sie so beisammen im Walde waren und Schwesterchen sammelte und Brüderchen aß, kam plötzlich eine schöne, stolze Frau durch die dunkelgrünen Fichten hergegangen. Es umfloß sie ein wunderbares Licht und die Krone auf ihrem Haupte glänzte, wie die Sonne, wenn sie am lichtblauen, heitern Himmel steht. Das Schwesterchen ließ das Sammeln und stand ehrerbietig auf, als die schöne Frau kam; das Brüderchen rupfte aber in den Erdbeeren fort, ohne sich an etwas anderes zu kehren.

»Was machst du da, mein Kind?« sprach die schöne Frau lächelnd das Mädchen an.

»Ich pflücke Erdbeeren, um sie meiner lieben Mutter zu bringen,« antwortete das Schwesterchen erröthend; denn es schämte sich vor der schönen Frau.

Die Frau lächelte wieder und drückte dem Schwesterchen ein Schächtelchen, das aus reinem Golde war, in die Hand und sprach: »Mein Kind sei brav! Wenn du das Schächtelchen öffnest, so gedenke meiner. Wir sehen uns einst wieder.« Lächelnd ging die Frau mit der funkelnden Krone weiter und kam zum Brüderchen, das in Hast und Wuth Erdbeeren aß, wie das liebe Vieh.

»Was machst du Bübchen?« sprach die Frau ernst und doch milde.

»Schmeck*) es, wenn du es wissen willst,« erwiederte störrisch und trotzig der wilde Bursche. Der schönen Frau kugelten zwei Thränen über die feinen Wangen und betrübt gab sie dem ungezogenen Knaben ein schwarzes Kästchen. »Gedenke meiner, wenn du es öffnest,« sagte sie wehmüthig und verschwand leuchtend hinter den Bäumen, wie die Sonne, wenn sie hinter den Bergen niedersinkt; die schöne Frau war aber die Gottesmutter.

Was mochte aber in dem Schächtelchen sein? Das wirst Du gleich hören, mein Kind! Das Brüderchen riß gleich voll Neugierde den Deckel auf und sieh! Aus dem schwarzen Schächtelchen schlangen sich zwei schwarze, schwarze Würmer

*) Schmecken im Dialekt statt riechen.

heraus, und die wurden immer länger und länger, umwickelten endlich das Brüderchen, und führten es immer weiter in den finstern, finstern Wald hinein, so daß es nie und nimmer gesehen wurde.

Das Schwesterchen dachte sich aber, bevor ich das Schächtelchen öffne, muß ich es der Mutter zeigen; oh und die wird eine Freude haben! In diesen Gedanken pflückte und pflückte sie Erdbeeren bis sie das Körbchen voll hatte und wollte dann zur Mutter heimkehren. Wie sie aber gehen wollte, wollte sie auch das Brüderchen bei sich haben, obwohl es böse war. Schwesterchen rief aus voller Kehle, aber Brüderchen gab keine Antwort. Dann suchte das Mädchen rechts und links, und links und rechts, aber nirgends fand es eine Spur vom Brüderchen bis es anfing zu dunkeln und es im Walde unheimlich wurde.

»O vielleicht ist das Brüderchen schon zu Hause oder es will mich nur necken,« dachte sich betrübt das Mädchen und ging mit dem vollen Körbchen und dem goldenen Kästchen dem Hüttchen zu, in dem die Mutter wohnte. Es fand aber nicht das Brüderchen zu Hause, und als dieses lange, lange nicht kam und Mutter und Schwesterchen darauf warteten, erzählte das Mädchen von der schönen Frau, die es gesehen, und zeigte der lieben Mutter das Kästchen. »Du thust es mir wohl aufbehalten, liebe Mutter!« bat das Kind. »Aber zuvor darf ich wohl schauen, was darinnen ist?« fragte das Mädchen, und blickte forschend der Mutter ins blaue, treue Auge.

»O ja!« sprach die Mutter, und das Mädchen öffnete

das Schächtelchen, und siehe! — zwei Engelein kamen heraus und wurden größer und größer, nahmen das brave Schwesterchen in ihre Mitte und flogen damit vor den Augen der Mutter immer höher und höher, bis sie am Himmel verschwanden. Die Mutter saß auf der Bank vor dem Hause, blickte nach und weinte vor Freude Thränen und dachte: »Du gehst voraus, ich hoffe dich aber einstens wieder zu finden, liebes Kind!«

2.

Cistl im Körbl.*)

(Verwandt mit „der Aschenputtel" Grimms Sammlung sechste Auflage, I. B. S. 136 und „der Aschenbrödel" Bechsteins Sammlung S. 332.)

Es war einmal ein armes, armes Mädchen, dem waren seine Aeltern gestorben und hatten ihm Nichts hinterlassen, als die Lumpen, die es am Leibe trug. Das Mädchen mußte aus der väterlichen Hütte fort, — denn die wurde verkauft, um die alten Gläubiger zu befriedigen, — und wußte nicht wo aus und wo an. Weinend ging es fort und in den dunkeln Wald hinein, in dem es früher so oft Himbeeren und Schwämme gelesen hatte, und dachte, wenn die Menschen mich verlassen, so werden die Hasen und Rehe mir ein Winkelchen bei ihnen gönnen. Wie das arme Kind so weiter und weiter ging, und immer tiefer und tiefer in den dunkeln Wald hineinkam, fing es an Abend zu werden und die alten Föhren und Tannen warfen gar unheimliche Schatten. Das

*) Cistl bedeutet in einigen Gegenden Tirols ein flaches Kopfkörbchen, im Gegensatze zu Körbl, worunter man ein Rückenkörbchen versteht.

Mädchen überkam eine unnennbare Furcht und es fing an so heftig zu weinen, daß die Tropfen auf das Haidrich und das weiche Moos niedertröpfelten, als ob Thau fiele. Wie das arme, schmutzige Mädchen nun so weinte, daß die kalten Felsen damit hätten Erbarmen haben mögen, 'stund plötzlich ein Jäger vor ihm und sprach: »Was weinst du, mein Kind?« Das Mädchen schlug die blauen Augen auf und ließ sie wieder sinken, und sprach schluchzend: »Weil ich nichts habe, und es mich so hungert, und es hier so unheimlich ist! — Bei diesen Worten zitterte das arme verlassene Kind und weinte noch bitterlicher als zuvor. —

»Sei still!« fiel tröstend der Jäger ein. »Wenn nur das fehlt, so kann leicht geholfen werden. Gehe mit mir und du sollst Wunderdinge sehen, und es soll dich nicht gereuen.« — Das Mädchen war deß zufrieden und folgte seinem Führer. Dieser ging ohne ein Wort zu sprechen immer weiter und weiter in den kühlen dunkeln Wald hinein, bis er vor einer riesigen, bemoosten Eiche stehen blieb. Es war so still im grünen Grunde; kein Lüftchen regte sich, nur ein klares Bächlein rieselte vorbei, — es war so still wie an einem Feiertage. »Liebes Kind,« unterbrach der geheimnißvolle Jäger die Stille; »wir sind am Platze; nun sei getrost, und weine nicht mehr!« Das Mädchen wischte sich mit der Schürze noch zwei große Thränen aus den Augen, und stand dann stille und war neugierig, was da kommen sollte. — »Graue Eiche, öffne dich!« sprach der Jäger im gebieterischen Tone. Und siehe, wie auf einen Zauberschlag that sich der breite Stamm auf, und innen glitzerte, glänzte und schimmerte es,

das einem hätte das Sehen vergehen mögen. Da waren silberne Kleider und goldene Münzen und prächtige Edelsteine, und alles funkelte und leuchtete in die Wette. Das arme überraschte Mädchen wußte nicht, wies ihm geschah. Es hielt beide Hände unter der Schürze und hielt vor Staunen den Mund und beide Augen weit offen, und schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen.

»Dieß Alles ist dein, und du kannst von diesen Dingen nehmen soviel du willst,« sprach der Jäger, »wenn du es vor den Menschen da draußen geheim hältst und meinen Namen merkst.« —

Das freudig erstaunte Kind stammelte ein frohes: »O ja« und meinte den Namen werde es sich schon merken, wenn es ihn nur erst wüßte.

Der Jäger fuhr weiter: »Ich heiße »Cistl im Körbl.« »Cistl im Körbl,« flüsterte das Mädchen vor sich hin, um den sonderbaren Namen seinem Gedächtnisse recht sicher einzuprägen. —

»In sieben Jahren werde ich wieder kommen, bis dahin kannst du dir vom Baume holen, was du willst. Komme ich aber dann wieder und kannst du nicht meinen Namen nennen, so wirst du höchst unglücklich werden. Gebrauche die Schätze klug, denn davon hängt dein Glück ab.« —

Das Mädchen wollte dem grünen Jäger danken, aber er war schon verschwunden und die Eiche hatte sich geschlossen und stand ernst und ruhig vor ihm, nur in den Zweigen spielte hin und wieder ein Lüftchen. Das Mädchen wußte nicht recht, ob das Geschehene Wirklichkeit oder ein Traum

sei, und sprach versuchweise: »Graue Eiche, öffne dich!« Und siehe, der Baum öffnete sich, und zeigte wieder alle seine Herrlichkeiten wie früher. Mit zitternden Händchen griff die arme Waise hinein und nahm einen blanken Zwanziger, und der dicke Stamm schloß sich wieder, wie ehevor, und die Eiche stand so ernst und ruhig da, als ob Nichts geschehen wäre. Es fing schon an zu dunkeln, da dachte sich das Mädchen: »Hier im Walde kann ich doch nicht übernachten, denn es könnte der Bär oder der Wolf kommen und mich fressen.« Es sah noch einmahl den Baum an, schaute sich genau das Plätzchen ab, auf dem er stund, und ging der Seite zu, auf welcher der Wald sich zu lichten schien. Kaum war es einige Schritte gegangen, so kam es auf eine schöne, breite Straße und auf dieser ging es weiter und weiter und wiederholte immer bei sich halblaut »Cistl im Körbl«, bis es plötzlich vor einem großen, schönen Schlosse stund, in dem es gar lustig herzugehen schien. Das Mädchen faßte sich ein Herz und ging in den Hof hinein und über die Stiege hinauf bis zur Küche. Dort war des Grafen Köchin gerade mit Bereitung des Abendessens beschäftigt und der Braten brutzelte, daß es eine Lust war. Das Mädchen näherte sich schüchtern dem Heerde und bat die Köchin um eine Nachtherberge oder um einen Dienst. Die Köchin sah aber das Mädchen vom Kopfe bis zu den Zehen an und fing an zu schmälen und zu schimpfen: »Pack dich fort aus der Küche, du Lumpenkind! Wir können hier kein so schmutziges, garstiges Bettelkind brauchen.«

Das arme Kind schrack zusammen und fing an zu weinen,

und hörte nicht auf zu bitten und zu weinen. Endlich wurde das harte Herz der Wirthschäfterin erweicht und sie sprach barsch zum Mädchen: »Nun, wenn du es anders nicht thust, so kannst halt die Hennen und Hühnlein hüten. Du mußt aber früh aufstehen und darfst erst spät dich niederlegen, und schlafen mußt du auch im Hühnerhäuschen. Hab aber Acht, geht ein Hühnlein verloren, so wirst du aus dem Hause gejagt.« —

Das Mägdlein war deß froh und ging auf die Wiese hinunter in das Hühnerhaus und trieb die Hähne, die Hennen und die Hühnchen ein und schlief dort auf dem Stroh. Früh morgens trieb es dann seine Heerde aus und flüsterte Eistl im Körbl und hütete den Tag durch, und Abends trieb es die Hähne, die Hennen und die Hühnchen wieder ein und schlief in ihrer Mitte auf dem Stroh. So ging es eine Woche und das Mädchen fühlte sich wohl und dachte oft an die graue Eiche und das Eistl im Körbl. —

Da kam nun der Sonntag und die Glocken klangen von allen Seiten und die Leute gingen in ihrem Sonntagsputze in die Kirche. Dem Mädchen wurde aber Weh ums Herz, als es die schönen Kleider der Kirchengänger sah und es allein so schmutzig im grauen Kittelchen dastund. Da kam ihm die graue Eiche in den Sinn und es ging in den Wald hinaus, bis es zum Wunderbaume kam, und sprach mit zitternder Stimme: »Graue Eiche öffne dich!« — Die graue Eiche öffnete sich und in ihr waren die schönsten Kleider, so man je auf dieser Erde gesehen hatte, und das Mädchen nahm eines, das, wie die Sonne am Mittag, glänzte, wusch sich am

Bächlein, zog das Sonnenkleid an und zog in die Kirche zur Messe. —

Sie kam gerade zum Gloria. Als die Leute das Sonnenkleid sahen, machten sie der Kommenden ehrerbietig Platz, so daß sie bis zum Betstuhle des Grafen kam. Das arme Mädchen im reichen Sonnenkleide kniete sich neben ihm nieder und betete. Der Graf war aber ganz überrascht und sah die schöne, schöne Nachbarin an und wurde immer zerstreuter, je mehr er sie ansah, denn sie dünkte ihm gar zu schön. Wie die Messe vorbei war, eilte die Schöne im Sonnenkleide aus der Kirche, daß es rauschte, und entschwand in den Wald. Dort zog sie das schimmernde Sonnenkleid ab und that wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädel wieder zum Schlosse zurück.

Der Graf hatte aber seit der Sonntagsmesse keine frohe Stunde mehr, denn es fehlte ihm etwas und er getraute sich nicht, es zu sagen. Er war verstimmt und sah oft Viertelstunden lang zum Fenster hinaus, ohne ein Auge zu verwenden. Die Wochentage schienen ihm so langsam vorbeizugehen, und er sehnte sich nach der Sonntagsmesse. Endlich kam wieder der Sonntag und die Glocken läuteten zur Messe, da ging das arme Mädchen wieder in den dunkeln Wald hinaus und kam tiefer und tiefer bis zur Eiche. »Graue Eiche, öffne dich!« sprach es, und die graue Eiche öffnete sich und in ihr waren die schönsten Kleider, so man je auf dieser Erde gesehen hatte, und darunter war ein Kleid, das glänzte so licht und blaß und schön, wie der Mond, wenn er am klaren Abendhimmel steht, und das gefiel dem Mädchen vor allen übrigen

und das zog es, nachdem es sich an dem klaren Bächlein gewaschen hatte, an und eilte in die Kirche. Wie das Mädchen in die Kirche kam, machten alle der schönen Jungfrau im Mondkleide ehrerbietig Platz, so daß sie bis zum Betstuhle des Grafen kam. Sie kniete sich hinein und der Graf sah die schöne Jungfrau an und sah das Mondkleid, und konnte keinen Blick von ihr wenden. Als die Messe zu Ende ging, winkte der Graf den Bedienten, der unbekannten Schönen zu folgen und sie nicht wegzulassen. Als das schöne Mädchen wieder sich entfernte, und das Mondkleid rauschte, machten sich die Bedienten auf und folgten ihm auf dem Fuße nach. Sie eilte; als sie aber sah, daß kein Entrinnen möglich sei, holte sie aus ihrem Beutel blanke Zwanziger hervor, die sie aus der Eiche mitgenommen, und warf sie aus. Die Diener machten sich nun gierig über die Silberlinge her und dachten, wenn sie genug Geld hätten, könnten sie auch anderswo unterkommen. — Das arme Mädchen entkam aber im Mondkleide zur grauen Eiche, zog das blasse Mondkleid ab, und that wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädel zum stolzen Schlosse zurück, wo es die Hähne, Hennen und Hühnlein auf dem Wiesengrunde hinter dem Thurme hütete. —

Der junge Graf aber hatte nun keine Ruhe und keine Rast mehr, denn es fehlte ihm die schöne Jungfrau im blassen Mondkleide, und das machte ihn verstimmt und unzufrieden, so daß sein Antlitz, das früher wie eine Rose blühte, welkte, und seine Stirne nie mehr heiter war. Stundenlang stand er auf dem Söller und stierte gedankenlos in die blaue

Ferne hinaus, und in Gesellschaften wußte er nicht einmal, wovon gesprochen wurde. Die lange, lange Woche schien ihm gar kein Ende nehmen zu wollen; so langsam verschlichen ihm die Tage. Als wieder der Sonntag kam, und die Glocken läuteten, ging der Graf wieder in die Kirche; das Hennenmädchen aber ging wieder in den Wald hinaus zur grauen Eiche, wusch sich an der klaren Quelle und sprach mit hastiger Stimme: »Graue Eiche, öffne dich!« Die graue Eiche öffnete sich und das Mädchen nahm dießmal das Sternenkleid. Das war blau und voll goldener Sterne, die glänzten aber wie wirkliche Sterne, die Nachts am Himmel stehen, und es war, als ob sie sich sachte bewegten und bald mehr, bald weniger schimmerten. Zugleich steckte sie viele, viele Goldstücke in die Tasche, und eilte in die Messe. Es war schon das Gloria, als die schöne Jungfrau im schimmernden Sternenkleide daher kam und sich an die Seite des Grafen kniete. Der Graf war wieder froh und sah und sah nur die schöne Jungfrau an und das schimmernde Sternenkleid, und konnte keinen Blick von ihr wenden, denn er meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Und wie er sie so selig ansah, und sie ihn anlächelte, wurde ihm das Herz so weich, daß er den Grafenring von der Hand zog, und ihn der schönen Nachbarin an den Finger steckte. Als die Messe zu Ende war, und die schöne Jungfrau aus der Kirche ging und das Sternenkleid rauschte, stürzten auf einen Wink des Grafen die Diener ihr nach und folgten ihr auf dem Fuße. Sie griff aber in den Beutel, und warf Goldstücke aus, daß es auf dem Boden glitzerte und funkelte, als hätte es Gold geschneit,

und die Diener warfen sich auf die goldnen Füchse und dachten: Wenn wir Geld genug haben, können wir auch anderswo unterkommen. Das arme Mädchen im Sternenkleide enteilte aber, ging zur grauen Eiche, zog das schimmernde Sternenkleid ab, und that wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädl zum stolzen Schlosse zurück, wo es die Hähne, Hennen und Hühnlein auf dem Wiesengrunde hinter dem Thurme hütete. —

Der Graf hatte aber keinen frohen Tag mehr, so ging es ihm zu Herzen, und er sah tagtäglich blässer aus und alterte zusehends. Man holte Aerzte aus der ganzen Umgegend, allein sie konnten dem kranken Grafen nicht helfen, denn es war für diese Krankheit kein Kräutlein gewachsen.

Da riethen dem kranken Herrn die Freunde, die um die Sache wußten, er solle sich aufheitern, und ließen ein großes Mahl veranstalten, zu dem viele lustige Gesellen geladen wurden. Da gab es in der Küche vollauf zu thun, und das Hennenmädl mußte auch helfen und die Hühnlein und Hähnlein rupfen, die es früher auf dem Wiesengrunde draußen gehütet hatte. Und wie es damit fertig war, mußte es zum Heerde und der Köchin, die gerade Kuchen buck, die Pfanne halten. Und wenn die Kuchen recht hin und her wogten und das Schmalz aufbrodelte und wallte, kam das Hennenmädl auch die Lust an, einen Kuchen hineinzugeben. Es bat die Köchin darum, aber diese schnauzte und barschte das Mädchen an und schlug seine Bitte geradezu ab. Als aber das Hennenmädl immer von neuem bat, sagte endlich die Köchin: »Da

von diesem Rest Teig kannst einen Kuchen machen.« — Denn sie dachte, dieser kommt doch nicht mehr zur Tafel. —

Das Mädchen war voller Freude darob und gab den Kuchen in die Pfanne, zuvor hatte sie aber schnell den Grafenring in den Teig gebracht. Wie der Kuchen nun im brodelnden Schmalze schwamm, wurde er immer größer und ging so auf, daß er der schönste unter allen war und auf einem Teller nicht einmal Platz hatte, und alle über den schönen Kuchen staunten. Die Köchin ließ den schönen Kuchen auf einer besondern Tasse zur Tafel tragen und dem Grafen vorstellen. Als alle den Kuchen genug bewundert hatten, zerschnitt der traurige Graf den Kuchen – und sank fast ohnmächtig auf den Sessel zurück. Bald erholte er sich aber wieder, ließ die Köchin rufen und fragte sie hastig, wer den Kuchen gebacken hätte. — Mit Zittern und Bangen gestand endlich die Köchin, das Hennenmädl hätte sie so lange gebeten, und da hätte sie ihm endlich erlaubt, den letzten Kuchen zu backen, dieser sei aber so schön ausgefallen, daß sie ihn doch zur Tafel getragen. Der erstaunte Graf tröstete sie freundlich und zeigte ihr den Grafenring und sagte, sie sollte gleich das Hennenmädl in den Saal kommen lassen. — »Aber, mein lieber Himmel! die ist ja so garstig und schmutzig!« meinte die Köchin. »Nun so soll sie sich umkleiden!« befahl der Graf, und die Köchin ging wieder in die Küche hinaus. Das Hennenmädl hatte sich aber indessen gewaschen und als die Köchin ihr den Befehl des Grafen gesagt hatte, ging sie weg und zog ein prächtiges Kleid an, das Morgenkleid, denn es war so golden, wie der Morgenhimmel; das hatte sie

gestern von der grauen Eiche zum Feste geholt und unter ihrem Strohlager verborgen. Und als sie es anhatte, war sie so schön, wie der Morgen, und Niemand kannte sie mehr, und als sie in den Saal trat, standen alle Gäste auf und staunten über ihre Schönheit und der Graf erkannte sie und eilte auf sie zu und führte sie hinauf zu seinem Sitze, wo sie nun neben ihm sitzen mußte, und er nannte sie seine Braut, und das Mahl wurde ein Hochzeitmahl, denn Abends gingen sie in die Schloßkapelle, und dort wartete schon auf sie der Schloßkaplan, um sie zu trauen.

Der Graf und die schöne Gräfin lebten nun glücklich mitsammen auf dem stolzen Schlosse und hatten einander recht lieb und dachten an nichts Anderes mehr. Die Jahre gingen so schnell vorüber und die schöne Gräfin hatte schon ein schönes Mädchen, das sie auf ihrem Schooße wiegen konnte. Wie Alles so schön war und der Graf sich so glücklich fühlte, kam der Gräfin aber plötzlich der grüne Jäger in den Sinn, dem sie ihr Glück zu verdanken hatte, und sie erinnerte sich an ihr Versprechen, seinen Namen zu merken, und da wurde es ihr schwer, recht schwer ums Herz — denn sie wußte ihn nicht mehr. —

Die sieben Jahre waren bald vorüber und die Gräfin wurde immer ernster und trauriger und bleicher, so daß man sie bald nimmer gekannt hätte. Sie lächelte nie mehr und wenn ihr Mädchen auf ihrem Schooße kniete und mit den blonden Locken spielte, oder ihr in die blauen Augen schaute und ihre Wangen streichelte, gingen ihr die Augen über und sie fing an zu weinen und dachte an das drohende Unglück. Und das

Mädchen, wenn es die Mutter weinen sah, weinte auch mit, und es war sehr traurig auf dem Schlosse und niemand wußte, warum. Der Graf forschte nach und bot Alles auf, um die liebe Gräfin zu erheitern, aber Alles war umsonst.

Eines Abends saß die traurige Gräfin wieder auf dem Söller und sah in den Garten hinab, wo die Gärtnerknaben arbeiteten, und war so traurig, wie nie, denn morgen waren die sieben Jahre vorüber und sie wußte nimmer den Namen des Jägers. Wie sie lange so gesessen war und sann und nachdachte, sah sie, wie die Gärtnerjungen ihre Geräthschaften zusammenpackten, und einer hatte ein Cistl und das warf er in sein Körbl. Als das die Gräfin sah, fing sie laut an zu lachen und zu lachen und rief: »Cistl im Körbl!«, so daß der Graf und die Kammermädchen herbeikamen, und alle staunten, denn keine lebende Seele wußte, was die Gräfin so froh gemacht hätte. — Der Graf freute sich und küßte die frohe Gräfin, die so lange trüb und traurig gewesen.

Am Tage darauf kam der grüne Jäger, als die Gräfin eben spazieren ging, und die Gräfin grüßte ihn und nannte ihn beim Namen. Da lächelte er, legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß sie keiner Menschen-Seele etwas von ihm sagen sollte, und verschwand auf immer. Die Gräfin und der Graf lebten aber noch lange, lange recht glücklich und bekamen noch zwei Kinderchen, ein Büblein und ein Mädchen. Und die Geschichte ist wahr, denn der sie erzählt, lebt noch.

3.

Die Krönlnatter.

Die Krönlnatter ist eine Natter so gescheckt, züngelnd und kriechend wie die andern ihres Geschlechtes, aber auf dem Kopfe trägt sie ein gar hübsches Krönlein und davon heißt sie die Krönlnatter. Das Krönchen glänzt wie Gold, und die Spitzen desselben funkeln wie Edelsteine. Kömmt die Krönlnatter zu dir und begegnest du ihr recht lieb und freundlich, so ist dein Glück gemacht, denn früher oder später wird sie dir das Krönlein schenken, und das Krönlein macht Alles, was du immer willst, unversieglich. Legtest du das zackige Reiflein zu deinem Schatzthaler, den dir die liebe Mutter aufbewahrt, so könntest du dir um 100 Gulden Soldaten, Pferde und Bilder kaufen, und dein Thaler wäre doch als Heckthaler im Beutelchen. Würdest du das Krönlein zu den Soldaten legen, so würdest du Soldaten ohne Maaß und Ziel bekommen, so daß dein Füßchen in der Stube vor lauter Soldaten nicht mehr Platz fände.

Einmal vor alten Zeiten war ein armes Bauernmädl, das von seiner bösen Stiefmutter gar hart behandelt wurde. Es mußte früh aufstehen und in den Stall gehen und arbeiten früh und spät, und war spät Abends Alles abgethan, so

bekam es von seiner Mutter noch Schläge und Scheltworte und höchstens ein wenig Grütze, um den Hunger zu stillen. Das Mädchen war aber immer heiter und wohlgemuth, denn so oft sie in den Stall ging, kam eine Natter mit einem Krönlein daher und blickte dem netten Kinde so lieb in die dunkeln Aeugelein, daß es Weh und Ach vergaß und des Lebens froh wurde. Das Mädchen gab dem zutraulichen Thierchen, weil es in die Butte äugelte, einmal ein wenig Milch und es trank und trank und sah die kleine Dirne so lieb an, als ob es danken wollte. Das Mädchen brachte aber die Milch voll Bangen der Stiefmutter, denn diese zählte jeden Tropfen und forderte von jedem fehlenden Rechenschaft. Wie groß war aber das Staunen der Melkerin, als zwei Schüsseln mehr als gewöhnlich voll wurden und selbst die herbe Mutter ein süßes Gesicht schnitt.

Seitdem kam die Natter immer und das Mädchen gab ihr tagtäglich von der Milch, und das Thierchen blickte sie immer mit seinen klugen schwarzen Aeugelein so lieb an, als ob es hätte sagen wollen: »Maidele, ich will dir dankbar sein.«

So ging es viele, viele Jahre. Die Natter kam Morgens und Abends und trank Milch, und das Mädchen wuchs und wuchs und ward immer schöner und lieber, so daß es die schönste Dirne im Dorfe war und von Allen gerne gesehen wurde.

Die Dirne war endlich Braut und hielt eine lustige Hochzeit. Die Schüsseln dampften, die Böhmen musicirten und die Pöller krachten, daß es eine Lust war, und Alles war

laut und fröhlich. Als das Fest dem Ende sich zuneigte, war es plötzlich stille, stille — denn die Krönlnatter schlängelte sich durch den Saal, bis sie zum Sitze des Brautpaares kam. Hier kroch sie an der Sessellehne empor auf die rechte Schulter der Braut, sah ihr in's freudennasse Auge, schüttelte das goldene Krönlein vom Kopfe auf den blanken Teller — und verschwand, ohne je wieder zu kommen. Die Braut nahm aber das funkelnde Andenken zu sich und legte es zu ihrem Gelde. Dies nahm aber nie mehr ab, mochte sie davon nehmen, so viel sie wollte, und seitdem war sie die reichste und stattlichste Bäurin im ganzen Dorfe.

4.

„Fischlein kleb' an."

(Verwandt mit „Schwan kleb' an" in Bechsteins Sammlung S. 245.)

Es waren einmal drei Knaben, denen war ihre Mutter gestorben, und an ihrer Stelle hatte ihnen der Vater eine recht herbe Stiefmutter in die Hütte gebracht. Sie mochten thun und treiben, was sie wollten, nie war es recht. Anstatt des Morgensegens bekamen sie Scheltworte, und anstatt des Brotes erhielten sie Schläge und Nachts konnten sie froh sein, wenn sie vor Hunger die müden Aeuglein schließen konnten. Da dachten sich die Knaben wohl oft: »wenn die rechte Mutter noch lebte; allein keiner wagte es zu sagen; nur der jüngste, Hanns, ließ hin und wieder einen solchen Gedanken halblaut werden. Aber gerade deßhalb konnte ihn die neue Mutter nicht leiden und ausstehen, und bekamen die übrigen zwei an Festtagen zwei Kuchen, so bekam er Einen; und schnitt den andern die Mutter alle heiligen Zeiten einmal ein freundliches Gesicht, so sah er immer nur ein finsteres und saures. Hanns mußte die schwersten Arbeiten thun, und konnte er sie nicht vollbringen, so wurde er verlacht, gescholten und geschlagen.

Einmal, es war gerade Frühling und die Veilchen guckten hervor und die Vögel sangen, gab ihm die böse Stiefmutter eine Reuter (Reuse) und sagte: »Geh' zum Brunnen und hol' mir darin Wasser.«

Hanns blickte bald das Rohr, bald das Geflecht, bald die barsche Machthaberin an, und die schwarzen Augen gingen ihm über; denn er sah die Unmöglichkeit des Befehles und kannte seine Mutter.

»Willst du gehen oder nicht?« barschte sie den Zögernden an, daß der arme Knabe zusammenfuhr, wie das zitternde Espenlaub, »oder soll ich den Hund dir nachhetzen.« —

Weinend und trostlos schwankte Hanns mit seinem durchsichtigen Gefäße hin zum Nußbaume, in dessen Schatten der Brunnen rauschte. Hoffnungslos hob er die Reuter hinauf und ließ den Wasserstrahl hineinplätschern, dieser brach sich aber an den Stäbchen und sprang und sickerte durch — und heftiger weinte Hanns, daß es ihm fast das Herz abstieß. Obwohl er keine Hoffnung auf ein gutes Ende hatte, stand er doch — um dem Gewitter, das seiner zu Hause wartete, so lang als möglich zu entgehen; aber das Wasser sprang und sickerte durch und nicht ein Tröpflein blieb an einem Nagel hängen. Wie der Arme so dastand, kam plötzlich an einer Krücke gebückt ein Mütterchen daher, das er noch nie gesehen hatte, und das ihm fast unheimlich vorkam. Das Angesicht war runzelig, wie ein Apfel im Mai, die pechschwarzen Augen guckten unstät und durchbohrend hin und wieder und ihre Nase zog sich hakenähnlich über den zahnlosen Mund herunter.

»Was machst du da, Hanns?« sprach sie mit kreischender Stimme.

Hanns erbebte, als er seinen Namen von der nie Gesehenen nennen hörte.

»Brauchst dich nicht zu fürchten. Ich mein's gut mit dir. Was machst du?« frug sie im vertraulichen Tone.

Hanns faßte sich ein Herz und sagte: Er müsse hier in der Reuter Wasser holen, das Wasser laufe aber immer davon und ohne Wasser dürfe er der Stiefmutter nicht unter die Augen kommen. Hier brach er ab; das Weinen erstickte seine Stimme; Thränen rollten über die blassen, eingefallenen Wangen des Knaben und netzten das zerlumpte Lodenwamms.

»Laß das Weinen!« fiel tröstend die Alte ein. »Ich will dir helfen und wenn du immer gut und brav sein wirst, sollst du ein großer Herr werden, vor dem sich Alles bückt. Ich habe deine Thränen gezählt und will sie abtrocknen. »Fischlein, Fischlein,« rief sie darauf mit erhöhter, fast gebieterischer Stimme; dabei that sie einen raschen Griff in den Trog und, husch! zappelte ein winziges, blaues Fischlein, mit goldrothen Blümlein betupft, in der runzlichen Hand der Alten.

»Da nimm das Fischlein kleb an,« begann die Alte zum verblüfften Knaben, der schluchzend noch die Hände, mit denen er so eben die Augen ausgewischt, über die Stirne hielt, — »und bewahre es wohl. Das Fischlein hat Wunderkräfte und sie sind in deiner Hand. Benütze sie klug und redlich! — Sprichst du zum Fischlein: Fischlein kleb an! so wird Alles, was es berührt, daran kleben bleiben und Niemand, selbst der Kaiser nicht, könnte sich davon losmachen —

Alles muß dir folgen. Willst du aber Jemanden frei lassen, so berühre ihn mit dieser Nadel, — hier zog sie eine funkelnde Brustnadel aus ihrem Mieder — und er ist frei.«

»Aber die Mutter, wenn ich heute kein Wasser bringe?! — und bin schon so lange aus!« seufzte Hanns noch beklommen.«

»Dem soll gleich geholfen werden!« erwiederte das Mütterchen, warf das blaue, goldbeblümte Fischlein in die Reuter, und das Wasser plätscherte und plätscherte hinein und kein Tropfen rann durch die Spalten, und bald war das Gefäß voll und das Wasser lief über.

»Nun nimm dein Zeug und geh,« sprach freundlich das Mütterchen. Der Knabe sah sie mit halb geöffnetem Munde an, hob die Reuter auf den Kopf und wollte der guten Frau danken; aber Mütterchen und Krücke waren verschwunden, nur ein röthlicher Dunst entstieg an selber Stelle und verzog sich in die Luft.

Hanns trottete nun über Stock und Stein nach Hause. Die Stiefmutter staunte und staunte, konnte aber dem Knaben, der ihr die Geschichte erzählte, nur vom Fischlein schwieg, nicht böse sein, verkochte das Wasser und gab ein andermal dem Knaben das Schäfflein, das er bei Lebzeiten der rechten Mutter zu tragen gewohnt war. Hanns trug das Fischlein immer bei sich im Sacke und in der Nacht ließ er es unter seinem Strohpolster schlafen und hatte es recht lieb.

So ging es geraume Zeit, der Knabe trug das Fischlein bei sich, sagte aber nie »kleb an«, und das Fischlein verhielt sich ruhig und klebte nie an. Als einige Jahre

vorübergestrichen und die blühenden Wangen der Stiefmutter schon alterten, lud Hanns, der nun ein waidlicher Bursche war, die Kohlköpfe auf den Wagen, um sie nach Hause zu führen. Des Nachbars Gänse leisteten ihm Gesellschaft und schnatterten ihm vor und schnappten nach manchem Kohlkopfe. Als er geladen hatte und weiter lenkte, folgte die Gansheerde dem Fuhrwerke und schnatterte ihr Kra, Kra, Kra und der Gänserich langte seinen rothen Schnabel nach der Fracht. Hanns wurde endlich der Begleitung überdrüssig und dachte: »Ich will's euch dummen Gänsen schon machen. »Fischlein kleb an!« lispelte er, und der Gänserich hing am Kohlkopfe und die Gänse hingen in einer langen Reihe an ihm, so daß der Schnabel der einen am Schweife der andern hing. Kra, Kra, Kra, schnatterten die 25 Gänse. Wie es so weiter ging, kamen sie zu des Nachbars Hof. Die Bäurin hörte das Geschnatter, eilte mit einem Besen heraus und erstaunte nicht wenig über diesen Zug. Mürrisch wollte sie die Gänse weg und in den Stall treiben, Hanns lispelte aber: »Fischlein kleb an!« und die Bäurin hing mit dem Besen an der letzten Gans und konnte nicht weiter. Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter, Hanns voraus, dann kamen die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse und die schmähende Bäurin. Wie es so weiter ging, kam der Zug zu einem Müller, der seinen Esel am Halfterbande daherführte. »Hilf mir,« rief die Bäurin, und streckte die Hand nach dem mehlbestäubten Eselsführer. Mitleidig langte dieser ihr zu, aber in demselben Augenblicke hieß es: »Fischlein kleb an,« und Müller und Esel hingen am Zuge. —

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hanns voraus, dann die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse, die schmähende Bäurin, der fluchende Müller und der graue Esel, der in das Geschnatter der Gänse sein betontes Ja, Ja eintönen ließ. — Die Fahrt ging weiter; da begegnete dem Zuge der Schullehrer, mit seinem spanischen Rohr einherstolzirend. »Jagen Sie doch den Esel weg, damit ich frei werde,« rief flehend der Müller dem Herrn mit den Vatermördern zu. Die Bitte fiel nicht auf taube Ohren, gravitätisch trat der Lehrer hinzu und suchte den Esel wegzutreiben. »Fischlein kleb an,« schmunzelte Hanns, und Stock und Meister klebten.

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hanns voraus, dann die Kohlköpfe, die Gänse, die Bäurin, der Müller, der Esel, das spanische Rohr und der Schulmeister mit den Vatermördern.

Als der bunte Zug zum Dorfe gekommen, stand gerade der Bäcker am Ofen und wollte die Laibe hineinschießen. »Kra, Kra, Ja, Ja, verflucht und verhext!« scholl es so wirr von der Straße herein, daß er neugierig, die Schalter mit den Laiben tragend, hinausstürzte, um das tolle Schauspiel zu sehen. —

»Reicht mir eure Hand,« bat der Bilder des Dorfes. — Es geschah. »Fischlein kleb an!« und der Bäcker klebte am Zuge. —

Die lange, lange Reihe trollte und lärmte durch die Gasse, daß die Fenster von allen Seiten aufflogen und helles Gelächter von allen Seiten erscholl. Wie der Zug so einherzog,

kam plötzlich eine Kutsche angefahren, die sechs Schimmel zogen, und in der eine wunderschöne Jungfrau saß. Diese war die ernste Königstochter, die nie, seitdem sie das Tageslicht erblickt hatte, ihre rothen Lippen zu einem Lächeln verzogen hatte. Durch den Lärm neugierig gemacht, sah sie zum Fenster hinaus, und wie sie das Kra und Ja, das Fluchen und Beten hörte und den Hanns, die Kohlköpfe, die Bäurin, den Esel, den Schulmeister und so weiter in engster Verbindung sah, schlug sie ein lautes Gelächter auf und ihre Augen funkelten vor Freude. — »Die Princeß lacht,« flog es durch die Reihen der Begleiter und Begleiterinnen. Hanns aber lispelte, als der Bäcker mit der Schalter zufällig an der Deichsel des königlichen Wagens anstieß, »Fischlein kleb an,« und der Wagen klebte an. — So kamen sie zur königlichen Villa, die am Dorfe stand; der König eilte an das Fenster, als er den Lärm und das Gelächter hörte, und wie er den wunderbaren Zug vom Kohlkarren bis zur königlichen Equipage und seine lachende Tochter sah, begann er auch zu lachen und rief den Führer zu sich. Hanns kam und erzählte, wie es gegangen sei. Der König sprach freundlich: »Du hast meine Tochter zum Lachen gebracht, wähle dir eine Belohnung! — und sollst erhalten, was du willst!« — Hanns kratzte sich hinter den Ohren und meinte: »das hinterste Fischlein kleb an.« Als dem Könige dieser Wunsch nicht ganz gefällig schien, machte Hanns Miene weiter zu ziehen. Der König mußte zum üblen Spiele eine gute Miene machen und froh sein, wenn seine Princeß frei würde. Hanns eilte hinunter: tupf, tupf, tupf, ging es mit der hellen Stecknadel, und es stob auseinander,

wie wenn der Wind in die Spreu gefahren wäre. Die Königstochter lachte wieder und Hanns führte sie zum königlichen Vater hinauf und freute sich des letzten »Fischlein kleb an.« Der König behielt den Hanns bei sich und bekam ihn immer lieber und lieber und die Königstochter lächelte, so oft sie den einstigen schönen Führer sah. Hanns wurde endlich Herzog und die lachende Princessin seine Braut, und da gab's eine lustige, schöne Hochzeit und Herzog Hanns und die Braut lächelten sich immer in's Gesicht, und Niemand hätte geglaubt, daß die Prinzeß einst so ernst gewesen wäre und nie gelacht hätte. Hanns nahm zu seinem Wappen ein blaues Fischlein mit roth-goldenen Blümchen und das haben noch seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Als der alte König starb, wurde Hanns auch König und war ein guter König, der sein Volk nicht quälte, denn er hatte selbst etwas erfahren.

Und wo ist die böse Stiefmutter? — Die war schon gestorben und liegt da drüben auf dem Kirchhofe zwischen den Tannen. Und ist das Mütterchen nie mehr mit dem »Fischlein kleb an« gekommen? — Nein, das Mütterchen ist nie mehr zum Vorschein gekommen, aber das »Fischlein kleb an« geht noch herum, und wenn du brav bist und ein waidlicher Mann wirst, kommt zuletzt auch zu dir das »Fischlein kleb an,« und gebrauchst du es dann klug wie Herzog Hanns, dann ist dein Glück für dein Leben gemacht.

5.

Der Schmied in Rumplbach.

Der Schmied in Rumplbach war stets ein kreuzbraver, arbeitsamer Mann gewesen, dem man seinen Fleiß an den schwieligen Händen wohl ansehen konnte. Er war aber so unglücklich, sein Geld bei solchen Leuten gut zu haben, deren Beutel zwar vom Gelde nicht leer, deren Herz aber davon noch voller war. Da er nun trotz der sauern Arbeit nichts zu beißen hatte, so wurde er täglich mürrischer und kam eines Nachts auf den Gedanken, ob denn für die Kargheit seiner Gläubiger nicht einige Klafter unter der Erde ein Kräutlein gewachsen sei. Nur wußte er nicht, wie er den Doktor, der dasselbe bringen sollte, herbeiholen könnte. Doch der Teufel ist bekanntermaßen ein Herr, der sich nicht lange laden läßt. Am andern Morgen ging der Schmied, den Kopf voll Gedanken, in die Werkstätte und griff verdrießlich zum Hammer. Siehe da! ein schmuckes Herrlein im grünen Rock, den Hirschfänger an der Seite und die Flinte auf dem Rücken, tritt zur Thür herein.

»Wie gehts, Rumplbacher?« lautete sein freundlicher Zuruf. »Ach wie gehts; Arbeit genug und doch kein Geld!«

»Arbeiten und kein Geld haben, wie ginge das zu, das heißt ja säen ohne zu erndten.«

Der Schmied, zu einem langen Geschwätze nicht aufgelegt, fuhr den Junker barsch an: »Was hilft's reden, ihr könnt mir doch nicht helfen.«

»Ich nicht helfen können,« spöttelte der Junker, und schob den Hut ein wenig bei Seite, so daß der Rumplbacher ein krummes Hörnlein wohl gewahr werden konnte.

»Ah wenn ihr der seid,« entgegnete höflich der Schmied, indem er die schmutzige Kappe abzog, »dann ließe sich mit euch wohl ein Geschäft machen.«

»Warum denn nicht? Aber wisse, daß ich für alle Dienste, die ich dir erweise, keine geringere Belohnung nehme, als deine Seele, und diese will ich nicht später holen, als nach sieben Jahren.«

Diese Worte fuhren dem Schmied durch Mark und Bein; er stand eine Weile stumm da, wollte dann eine Entschuldigung hervorstottern, hatte aber nicht den Muth, dem Teufel zu widersprechen.

Dieser schaute den Verzagten mit höhnischem Stolze an und machte Miene zum Weggehen, als ihn der Rumplbacher zurückhielt mit dem Rufe: »Nun so sei's gewagt. Hört, was ich von euch für meine Seele verlange. Ich möchte eine Bank vor meinem Hause, wer sich auf derselben niedersetzt, der soll ohne meinen Willen nicht wieder wegkommen.«

»Das kann ich euch wohl geben,« fiel der Teufel hastig ein, »also unterschreibt.«

»Oho,« erwiderte der Schmid, »das geht nicht so leicht,

für die Bank allein ist mir meine Seele nicht feil. Ich möchte auch noch einen Kirschbaum, wer auf denselben hinaufsteigt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herunterkommen. Und weil aller guten Dinge drei sind, so gebt mir auch noch einen Sack, wer in demselben steckt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herauskommen. Bringt ihr mir diese drei Stücke, so will ich euch meine Seele verschreiben.«

Der Teufel willigte mit Freuden ein, zog ein gewaltiges Buch aus der Rocktasche hervor, in dasselbe wurde der Vertrag eingeschrieben, und der Schmied mußte seinen Namen mit seinem eigenen Blute unterzeichnen. Der Teufel entfernte sich und kam alsbald mit Sack, Bank und Baum zurück. Man mochte sich nur wundern, wie er alles tragen konnte; doch was ertrüge wohl der Teufel nicht?!

Der Sack wurde in der Werkstätte hinterlegt, die Bank vor dem Hause aufgestellt und der Baum in den Garten gepflanzt. Dabei half der Teufel redlich mit, und nachdem die Arbeit vorbei war, rief er: »Auf's Wiedersehen in sieben Jahren!« Mit diesen Worten spazierte er von dannen. —

Kaum war der Teufel weg, als eine dicke Bäurin des Weges kam, deren Mann nicht selten ein Stück Eisen aus des Schmiedes Werkstätte geholt hatte, ohne seinen Beutel dafür aufzuthun.

»Gott willkommen, Bäurin!« rief der Schmied, »nur nicht so geeilt! Giebt's nichts neues im Außerdorf? Kommt, setzt euch zu mir auf die Bank und erzählt etwas.«

Die Bäurin mochte wohl das Verhältniß nicht genau kennen, welches zwischen ihrem Hanns und dem Schmied

bestand, und setzte sich auf die Bank; denn das Plaudern war ihre Sache. Sie erzählte nun Alles, von der Anna und Annamiedl angefangen, bis zum Jasphannes und Ziegerpeter. Als sie eben ihre Zeitung von Vorn wieder anfangen wollte, guckte der Mond schon hinter dem nahen Berge herauf.

Nun merkte sie erst, wie lange sie geplaudert hatte, und wollte aufstehen und nach Hause gehen. Doch wie erschrak sie, als sie umsonst sich zu erheben versuchte und der Schmied mit unbändigem Lachen ausrief: »Hab ich dich nun einmal! Nun kommst du mir nimmer los, ehe mich dein Mann bezahlt hat.«

Der Rumplbacher eilte nun ins Haus zum Abendessen und zur Nachtruhe. Am andern Morgen vernahm er in aller Frühe ein ungestümes Gepolter an der Hausthüre. Er ging hinunter, um nach dem Lärmer zu sehen, und fand den Mann der Bäurin, der ihm dreifache Bezahlung anbot, wenn er nur die »Urschl« vom Flecke ließe. Der Rumplbacher willigte freudig ein und der Bauer eilte mit seiner beschränkten Ehehälfte beschämt nach Hause.

Kaum waren sie weg, da kam ein Bube dahergelaufen, dessen Vater beim Schmied nicht in bestem Andenken stand.

»He da, Junge!« rief der Rumplbacher, »magst du keine Kirschen?«

»Wie sollte ich keine Kirschen mögen? Nur her damit!«

»Steig' nur auf den Baum hinauf da draußen im Garten und iß nach Herzenslust!«

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war er hinter dem Hause und auf dem Baume. Da aß er

nun Kirschen, es war eine Freude ihm zuzuschauen. Aber, o weh! als er vom Baume herabsteigen wollte, war alle Anstrengung umsonst. Es kam ihm vor, als sei er festgebunden, uud er mußte oben bleiben, mochte er wollen oder nicht. Bald kam der Schmied, um nach dem neuen Fange zu sehen. Der Bursche bat mit weinerlicher Stimme um Befreiung vom luftigen Kerker, aber es half nichts. Der Schmied sprach: »Bevor mich dein Vater nicht bezahlt hat, sollst du mir vom Baume nicht herunterkommen.« Erst gegen Mittag ging der Vater des Knaben hinter dem Hause des Schmiedes vorbei, um sein Kind zu suchen. Wie er dieses auf dem Kirschbaume sah, schrie er zornig: »Gehst nicht herunter, Schleckermaul?« — »Wenn ich nicht kann,« jammerte der auf dem Baume, und zeigte dem Vater, daß alle Anstrengung herunter zu kommen vergeblich sei. Unterdessen kam der Schmied aus dem Hause und lachte aus vollem Herzen. »Aha, hab ich deinen Vogel gefangen; nun mach' schnell und bezahle, sonst bleibt mir der Junge ewig auf dem Baume sitzen.«

Der Bauer merkte wohl, was damit gemeint sei, zog schnell den Beutel heraus und bezahlte dem Schmied das Dreifache von dem, was er schuldig war. Da war es dem Knaben, als ob er losgebunden würde, und er eilte mit seinem Vater beschämt nach Hause. Der Schmied schob vergnügt das Geld ein und dachte eben daran, wie er auch von seinem Sack guten Gebrauch machen könnte, als ein Mädchen des Weges kam, das war pudelnärrisch, weil es bald heirathen sollte. Gretes Bräutigam war aber auch einer von denen, die dem Schmied das Bänklein, den Baum und den Sack nothwendig gemacht hatten.

Grete lief freundlich auf den Schmied zu: »Guten Nachmittag, Meister Rumplbacher! Wie gehts? Wie stehts?«

»Wie magst du um derlei Dinge fragen? — Unser einem gehts immer gut, wenn er nur Geld hat. Aber komm, Grete! und schau, was Neues ich heut in der Werkstatt habe. So einen Sack hast du dein Lebtag nicht gesehen.« —

Sie gingen nun mitsammen in die Werkstätte und der Schmied zog den ungeheuren Teufelssack aus einer Ecke hervor.

»Potz Blitz!« schrie lachend das Mädchen, »da drinnen könnte ich ja mit meinem Peterle einen Walzer tanzen.«

»So tanz halt,« spottete der Schmied, indem er ihr den Sack über den Kopf warf, so daß sie von demselben ganz bedeckt war. — Nun half kein Bitten und kein Flehen. Sie mußte im finstern Quartiere bleiben, bis ihr Bräutigam kommen würde, sie abzulösen.

Abends war beim grauen Bären ein Tanz angesagt. Peterle wollte auch dabei erscheinen, ging den ganzen Nachmittag herum, seine Grete zu suchen, fand sie aber nirgends. Wie er ungeduldig an der Werkstätte des Schmiedes vorbei kam, hörte er seine Grete bitten und weinen. »Wo bist du denn? was fehlt dir?« fragte Peter erstaunt. Da kam schon der Schmied des Weges daher und fuhr ihn barsch an: »Da heißt's einmal bezahlen, sonst kriegst du deine Grete bis zum jüngsten Tage nimmer.«

Peter war erstaunt, wußte aber wohl, wohinaus das Wort Zahlen wollte, und wie er seine Grete im Sacke fand, bezahlte er schnell das dreifache und eilte mit seiner Liebsten davon.

Solche Streiche machte nun der Schmied gar viele und er war in kurzer Zeit ein reicher Mann. Ein Jahr verstrich nach dem andern und endlich ging auch das siebente Jahr zu Ende und es nahte der Tag, an welchem der Teufel den Schmied holen sollte. Dieser aber war immer guter Dinge.

Am ersten Tage des achten Jahres kam das Herrlein im grünen Staate in die Werkstätte und lud den Schmied höflich ein, ihm zu folgen.

»Ach, ich bin schnell fertig,« entgegnete der Rumplbacher, »ich möchte nur noch das Hufeisen fertig schmieden; setzt euch indessen ein wenig auf die Bank da draußen, denn ihr seid gewiß müde.«

Der Teufel war ein dummer Teufel und setzte sich auf die Bank. Bald merkte er aber, daß vom Wegkommen nicht so leicht die Rede sei. Er fing nun an, den Schmied um seine Freilassung zu bitten. Dieser meinte aber: »Wenn du mir noch sieben Jahre hier zu bleiben vergönnest, so lasse ich dich los.« – Der Teufel ging endlich die Bedingung ein und machte sich verdrießlich aus dem Staube. –

Auch in den folgenden sieben Jahren vergaß der Rumplbacher nicht, seine drei Stücke gehörig zu gebrauchen. Aber die Zeit flog vorüber wie der Wind, und der erste Tag des achten Jahres war wieder da. Das grüne Herrlein kam wieder früh morgens in die Werkstätte und that noch freundlicher.

»Nun, Herr Meister, wollen wir uns auf den Weg machen?«

»Nur eine Viertelstunde noch,« versetzte der Rumplbacher, »und dann bin ich mit dieser Kette fertig. Ich habe einen schönen Kirschbaum im Garten, der steht voll der süßesten Kirschen. Thut euch indessen ein wenig gütlich; denn ihr seid gewiß müde und durstig. Ich will euch die Leiter zurechtstellen.« —

Wie gesagt, so gethan. In einer Minute stand der Teufel auf dem Kirschbaume und spürte, daß er in die Falle gerathen sei. Er mußte nun dem Schmied abermals versprechen, daß er erst in sieben Jahren kommen werde, ihn zu holen. So war er wieder der Betrogene und mußte sich wieder allein auf den Rückweg machen. Auch in den kommenden sieben Jahren mußten Bank, Baum und Sack gar oft ihre Dienste thun. Bald aber kam es so weit, daß niemand mehr beim Schmied etwas schuldig blieb aus Furcht vor den drei verrufenen Stücken. Der Rumplbacher war nun der reichste Mann weitum und es quälte ihn nur die Sorge, ob es ihm glücken würde, den Teufel auch zum dritten Male daran zu bekommen. Der gefürchtete Tag kam heran und der Teufel erschien wieder in seiner vollen Tracht.

»Nun, Herr Schmied, sind's sieben Jahre. Heute wollen wir mitsammen zu meiner Großmutter wandern.«

Der Rumplbacher wußte sich in aller Eile zu fassen. »Aber mein lieber Herr! geduldet doch einen Augenblick! Ich habe meinem Nachbar versprochen, heute noch sein Roß zu beschlagen, und wäre ein Lump, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde. Ich werde geschwind hinüber laufen und den Schimmel holen. Damit es aber schneller geht, habt ihr

wohl die Güte, indessen aus dem Sacke da drüben 32 Nägel herauszusuchen.«

Der Schmied ging und der dumme Teufel kroch in den Sack, um die Nägel, die ganz in der Tiefe lagen, herauszubekommen. Als der Rumplbacher mit dem Schimmel kam, schrie der Teufel im Sacke aus voller Brust:

»O weh, o weh, ich komme nimmer los! laß mich gehen. Ich will gern alles thun, was du haben willst.«

Dem Schmied lachte das Herz, als er sah, daß seine List geglückt war, und er begann: »Nun wenn du mir versprichst, all das Recht, das du auf mich hast, aufzugeben, so will ich dich loslassen. Willst du mir das nicht versprechen, so kannst du ewig im Sacke sitzen und wirst noch dazu jeden Morgen tüchtig abgeklopft.«

Der Teufel schrie voll Zorn: »Ja, ja! Mach nur daß ich loskomme, ich verlange kein Haar von dir.«

Der Teufel wurde nun freigelassen und fuhr in seiner Höllengestalt mit furchtbarem Geräusch und Gestank durch die Lüfte hinweg. Der Schmied lebte noch viele, viele Jahre, er wurde tagtäglich reicher und dachte nicht viel an's Sterben. Aber auch ihm blieb sein Stündchen nicht aus. Als er diese Erde verlassen hatte, wandelte er zuerst wohlgemuth, pfeifend und singend der Hölle zu; denn drunten, meinte er, muß es lustiger sein, als im Himmel droben. Wie er zur großen Höllenpforte kam, pochte er mit seinem Hammer, den er als Andenken von der Welt mitgenommen hatte, so gewaltig an, daß er sie beinahe einschlug. Des Teufels Großmutter, die eben allein zu Hause war und die Morgensuppe trank, stellte

ihre Schale bei Seite und hinkte verdrießlich zum Thor: »Wer ist da draußen?« —

»Der Schmied von Rumplbach.« —

»Ah so! kommst du jetzt, du Schurke! glaubst du, du könnest die Teufel immer zum Besten haben. Pack dich nur, für dich ist hier kein Platz.«

Während sie dieß sagte, stellte sie schnell einige Kessel zur Thüre, damit der Rumplbacher dieselbe nicht so leicht einrennen könne. Dieser aber dachte sich: »Was liegt daran, läßt man mich hier nicht ein, so gehe ich halt in den Himmel.« Er kehrte schnell um und stieg einen langen und steilen Weg empor. Wie er vor dem Himmelsthore stand, klopfte er ganz sittiglich an dasselbe, — denn er hatte wohl gesehen, daß man mit Grobem nichts ausrichte. »Wer ist draußen?« rief St. Peter, der himmlische Thorwärter. »Der Rumplbacher Schmied,« ertönte laut die Antwort.

»Was glaubst du denn, Lumpen, die mit dem Teufel einen Pakt machen, könnten wir im Himmel brauchen? — Geh' du nur abwärts.«

Das war nun dem Schmied ein wenig zu arg. — »Daß ich zu schlecht bin für die Hölle und zu schlecht für den Himmel — das hätte ich doch nie geglaubt,« murmelte er ärgerlich vor sich hin — und ging wieder abwärts. Als er nun wieder an das Höllenthor kam, und sich als den Schmied aus Rumplbach anmeldete, war eben die ganze Teufelsfamilie zu Haus, und kleine wie große Teufel schrieen zusammen: »Laßt ihn nicht herein, laßt ihn nicht herein! bei dem könnt es uns übel gehen!«

Der arme Schmied mußte nun wieder umkehren, um auch an der Himmelsthüre das zweite Mal sein Glück zu versuchen. Er klopfte wieder ganz sittiglich an und bat um Einlaß. Allein St. Peter wies ihn mit noch herbern Worten zurück, als das erste Mal. —

»So laßt mich doch einen Augenblick in den Himmel hineinschauen!« flehte der Schmied. »Nun, das will ich dir gönnen, damit du uns einmal vom Halse bleibest,« — murrte St. Peter, und that die goldene Himmelsthüre ein wenig auf. Kaum gewahrte der Schmied eine kleine Oeffnung, so warf er seine alte Kappe in den Himmel hinein. St. Peter wollte ihm dieselbe herausreichen, aber der Rumplbacher sagte: »Ich kann mir meine Sache schon selber holen.« Er wurde nun hineingelassen, um seine Kappe herauszutragen. Aber — kaum war er drinnen, so setzte er sich auf derselben nieder und rief frohlockend: »Nun sitze ich auf meinem Eigenthum,« und niemand konnte ihn wegschaffen. —

Und wo ist denn jetzt der Schmied von Rumplbach? Er sitzt noch im Himmel droben auf seiner Kappe und hört der englischen Musik zu.

6.

Teufel und Näherin.

Es ist schon lange, lange her, da war einmal eine Näherin, und diese war so geschickt, daß man zuvor und darnach keine bessere erfragt hätte, so weit der Himmel blau und die Erde grün ist. Allein sie bildete sich auch ihren Theil auf ihre Geschicklichkeit ein und einmal sagte sie gar, halb im Spaß, halb im Ernst, sie wollte mit dem Teufel zu Neid und in die Wette nähen. Der Schwarze sollte ihr's gewiß nicht abspielen.

Der Teufel hat aber dünnere und feinere Ohren, als man meint, und hört in der tiefen Hölle drunten Alles, was wir Menschenkinder da oben reden und wispern. Er hatte die Rede der Näherin auch nicht überhört und kam in seinem Staat zu ihr, sie beim Worte zu nehmen. Die Näherin wollte nun das Blatt wenden, allein damit kam sie nicht zurecht. Sie mußte mit ihm die Wette eingehen, wer von ihnen beiden zuerst ein Hemd fertig machen würde. Würde es die Näherin später vollenden, so sollte sie dem Teufel gehören. Die Wette begann nun sogleich und zwar mit dem

Zuschneiden. Dazu brauchten aber beide fast gleich viel Zeit, und Niemand war da dem Andern voraus. — Allein, als es zum Nähen kam, da hättest du dabei sein und es sehen sollen!

Der Teufel, um ja später keinen Augenblick zu verlieren, fädelte sich schier einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal ein. Das war sehr ungeschickt gethan, und dazu kam noch, daß er auch weit längere Arme hat, als die Leute, und deßwegen mußte er bei jedem Stich dreimal um's Haus herumlaufen, und, weil er vergessen hatte, gleich anfangs einen Knopf zu machen, lief er noch dazu die drei ersten Male umsonst.

Die Näherin fädelte, wie andere Male, ein und machte auch alleweil einen hebigen Knopf, weil sie es so gewohnt war, und nähte und nähte ohne aufzuschauen, bis sie mit dem Hemde fertig war, und wie sie es vollendet hatte, warf sie es dem Teufel, der gerade — was gibts? was hast? daherkam, in die pechkohlrabenschwarze Schnautze. Er schämte sich aber, daß er feuerroth wurde und sich in die Erde hätte verkriechen mögen, denn er hatte noch nicht eine ganze Naht zusammengebracht. Er hatte nun die Wette verspielt und man hat auch seitdem nicht mehr gehört, daß er nochmal mit einer Näherin zu Neid gearbeitet hätte. Nur heißt es jetzt noch oft, wenn einer recht ungeschickt die Arbeit angreift, er mache es wie jener Teufel, der bei jedem Stiche dreimal um das Haus herumlief.

7.

Der höllische Thorwartl.

Es wollte sich ein recht schmutziger Knabe gar nie waschen lassen und ging mit seinem unsaubern Gesichte immer herum. Kein Warnen und Zureden half hier, und so wurde der Schmutzige täglich noch schmutziger. Wenn aber die Leute recht unrein sind und so ungewaschen herumwandern, bekommt der Böse über sie Gewalt. Das hat schon Mancher zu bitterm Leide erfahren und zu spät bereut. So ging es auch diesem Knaben. Auf einmal war er verschwunden, man hat von ihm weder Laub noch Staub mehr gesehen und kein Mensch hat ihn mehr erfragen können.

Sieben Jahre waren seit dem Verschwinden des Knaben vergangen und er war fast ganz vergessen, als er nach so langer Zeit auf einmal wieder um die Wege war. Er war aber so verändert und gealtert, daß ihn seine besten Bekannten nur mehr mit Mühe erkennen konnten. Seine Hautfarbe war ganz schwarz unb sein Haar ganz struppig. Auch war er sehr stille und einsilbig geworden und man brachte nicht viel aus ihm heraus. Nur das erzählte er öfters, besonders den Kindern, daß er wegen seiner Scheu vor dem Waschen in

die Gewalt des Teufels gekommen sei und deßhalb als Thorwartl am Höllenthor habe dienen müssen. Da hat er nun alle gesehen, welche in dieser ganzen Zeit durch dies feurige Thor eingezogen sind, und es waren ihrer so Viele, daß sie Niemand hätte erzählen können. Reiche und Vornehme, Arme und Niedrige, Männer und Weiber mußten am Thorwartl vorüberziehen und er wußte Gott Dank, daß er nicht selbst durch das Thor gemußt und seine Dienstzeit nur sieben Jahre gedauert hatte. Auch hatte er gute Vorsätze gemacht, sich fleißig zu waschen und nicht mehr den Schmutz an sich zu leiden. — Und diese hatte er auch fleißig erfüllt, denn er wollte nie und nimmermehr höllischer Thorwartl werden und die Verdammten an sich vorbeiziehen sehen.

8.

Geschwind wie der Wind, Pack an, Eisenfest.

Es lag einmal ein alter, alter Vater, der einen Sohn hatte, auf dem Todbette. Als er dem Sterben nahe war, sprach er zu seinem Knaben, der am Bette stand und weinte, daß es ihm fast das Herz abstieß: »Jörgl, ich muß nun von dir fort in die Ewigkeit und kann dir nichts hinterlassen, als die drei Hunde im Hundestall drunten. Sie werden dir treu und redlich dienen und, wenn du brav und redlich bist, wirst du noch einmal dein Glück in der Welt machen.« — Bei den letzten Worten verließ den Alten die Stimme, er sank ganz auf's Lager zurück und die Augen waren geschlossen für immer. — Jörg wußte wohl, was das zu bedeuten habe, und weinte vom Morgen bis zum Abend bei seinem todten Vater, und so trieb er es zwei Tage lang. Am dritten Tage aber kamen zwei schwarze Todtengräber und die trugen den todten Vater vom weinenden Knaben weg und begruben ihn. In das Stübchen, in dem der Vater gestorben, kamen aber andere Leute, und der Jörgl, der wohl recht arm war, mußte sich

forttrollen. Er nahm den Stecken seines Vaters und ein Stücklein verschimmeltes Brod, das von den Lebzeiten des Vaters her noch da war, und die drei Hunde mit sich und ging in die weite Welt. Die Hunde hießen aber: Geschwind wie der Wind, Pack an, Eisenfest. Denn der erste lief wie der Wind, der zweite stürzte mit solcher Kraft auf die wildesten Thiere los, das ihm keines widerstehen konnte, und der dritte war so stark, daß er nichts, was er einmal gefaßt hatte, los ließ und Alles zermalmte. Jörgl war mit seinen drei Begleitern schon weit, weit gegangen und bettelte sich Brot vor den Thüren oder half, wo er konnte, auf dem Felde arbeiten, Heu mähen und Korn schneiden. Wie er einmal wieder, es war gerade Sommer und die Sonne schien sehr heiß, mit seinen drei Begleitern weiter wanderte und der Schweiß in großen Tropfen ihm von der Stirne rann, sah er eine große, große Stadt mit hohen Thürmen und großen, schönen Häusern. Er ging auf sie zu und als er näher kam, sah er, daß alle Gebäude mit schwarzem Flor behangen waren, und die Thürme waren auch mit schwarzem Zeuge überzogen, so daß man nur die goldenen Knöpfe glänzen sah. Es kam ihm dieses so sonderbar vor und noch sonderbarer schien ihm die Stille, die er ringsum bemerkte, als er in die Stadt gekommen war. Da war alles öde und wie ausgestorben, kein Wagen rollte über das Straßenpflaster, kein Schmied hämmerte, kein Binder polterte, keine Seele regte sich.

Als er auf den Platz gekommen war, sah er ein Mädchen, das schwarz angezogen in einem irdenen Kruge Wasser vom Brunnen holte. Auf das ging er zu und fragte es, was

das Alles zu bedeuten hätte. Das Mädchen erzählte ihm bestürzt, daß in der Nähe ein fürchterlicher Drache hause, der die ganze Gegend weitum verheere und täglich zwei Jungfrauen mit Haut und Haar auffresse. Jeden Morgen würde das Loos geworfen und die Jungfrauen, die das Loos trifft, würden dem unersättlichen Wurme geopfert. Heute sei das Loos auf die einzige, schöne Königstochter gefallen, und deßhalb sei Alles in Trauer, selbst die Stadtthürme. Der König sei ganz trostlos und habe dem, welcher die schöne Prinzessin befreien würde, seine Tochter und das ganze Königreich versprochen. Aber Alles umsonst, denn jeder meide den gewissen Tod und Niemand fände Lust, um die Königstochter zu werben. Der alte König sei deßhalb noch bestürzter und zerraufe sich den greisgrauen Bart. Es dauere nur noch eine Stunde, dann sei Mittag, und der scheußliche Drache müßte abgefüttert werden. Wie das Mädchen ihm so erzählte, hörte er plötzlich Trompetenstöße und es kamen Herolde und ein Wagen, den sechs Schimmel zogen, und darin saß eine schöne, schöne Jungfrau mit goldenen Haaren und blauen verweinten Augen, die so schwarz, wie die Nacht, gekleidet war. Der Wagen hielt mitten auf dem Platze still, ein Herold trat vor und rief: »Das ist des Königs Wille und Begehr. Wer seine schöne Tochter vom Drachen befreit, soll sein geliebter Eidam und Nachfolger werden.« Und wieder war es stille und öde. Wie aber Jörg die schöne Königstochter so weinen sah, wurde ihm das Herz so weich, daß ihm selbst die Augen übergingen, und er dachte, ich will es in Gottes Namen wagen, denn wird die Königstochter vom wüsten Drachen

gefressen, kann ich des Lebens doch nimmer froh werden. Er trat deßhalb vor den Herold und sagte: »Wenn es so ist, wie du sagst, will ich es mit dem Drachen probieren.«

Die holde Königstochter wischte, als sie dieses hörte, ihre blauen Augen aus und sie lächelte dem Jörg so lieb und bittend zu, daß er vor Freude zitterte. Sie führte ihn nun zum alten, greisgrauen Könige, und als dieser den Jörg sah und von seinem Vorhaben hörte, umarmte er ihn weinend und gab ihm seinen Segen. Indessen war die Stunde verflossen und es schlug zwölf Uhr und da mußte Jörg hinaus zum Drachen, denn dieser fraß auch um die zwölfte Stunde zu Mittag. Jörg pfiff seinen drei Hunden, dem Geschwind wie der Wind, dem Pack an und dem Eisenfest, und ging eine Viertelstunde gegen Norden, bis er in die Nähe der Drachenhöhle kam. Kaum war er dort angekommen, so kroch der Drache aus der Höhle, um das Essen in Empfang zu nehmen, und spie vor Hunger so viel Feuer aus, daß es dampfte, wie in einer Esse. Kaum war Jörgl des Ungethüms ansichtig, so rief er dem ersten Hunde zu: »Geschwind wie der Wind!« und der Geschwind wie der Wind stürzte sich schnell, wie der Wind, auf den Drachen los, daß dieser ganz und gar erschrack. Gleich rief Jörg dem zweiten Hunde zu: »Pack an!« und dieser packte den wüsten Drachen mit solcher Kraft, daß der Wurm ihm nicht widerstehen konnte und nicht vom Flecke kam. »Eisenfest!« rief Jörg dem dritten zu, und Eisenfest schlug seine Zähne in die harten Schuppen des Drachen ein, daß sie zersprangen, wie Glas, und zerfleischte das Ungethüm, bis es todt war. Jörg schnitt dem im Blute

daliegenden Wurme die lange Zunge heraus und brachte sie dem traurigen Könige. Als dieser die Zunge sah, weinte er vor Freude, fiel dem Jörg um den Hals und ließ ihn wie seinen eigenen Sohn kleiden. Dann führte er ihn zur schönen Prinzeß, die nun das schwarze Kleid abgelegt hatte, und die so schön war, wie der Tag, und sagte: »Weil du mein Alles mir gegeben, so gebe ich dir Alles.« Er legte dann die Hände beider in einander und segnete sie. Und wie er das gethan hatte, fiel draußen die Musik ein und beide hielten sich lange an der Hand und sprachen kein Wörtchen, sondern sahen und sahen sich nur einander an, als ob sie sich in alle Ewigkeit nicht satt sehen könnten, und ihre Augen glänzten vor Freude, als ob sie beide im Himmel wären. Und Abends war Hochzeit und da hatten die drei Hunde auch einen recht guten Tag und fraßen, als ob sie gewußt hätten, was für ein Fest wäre. Jörg lebte aber viele, viele Jahre mit der Königstochter recht glücklich und als der alte König gestorben war, wurde er König und regierte, daß es eine Art hatte, und die drei Hunde wachten an seinem Throne Tag und Nacht, bis auch er dem alten Könige gefolgt war.

9.

Der Königssohn.

Vor alten Zeiten lebte ein mächtiger, weiser König, der herrschte weit über Land und Leute, und seine Unterthanen waren zufrieden und glücklich, denn er regierte weise und milde und war ein Vater seiner Untergebenen. Als er nun alt und schwach geworden war und sein müdes Haupt die schwere Krone nicht mehr zu tragen vermochte, da wollte er sie seinem ältesten Sohne übergeben, auf daß er sein Nachfolger im Reiche sei. Als aber die jüngern Söhne dieses hörten, traten sie zum alten Könige und sprachen: »Unser Bruder ist nicht recht bei Verstande und folglich zum Könige nicht geschaffen; gieb einem von uns deine Krone, damit wir sie deiner würdig tragen und durch Einsicht und Tugend deinem Namen Ehre machen.« Da antwortete ihnen der König: »Damit ferners kein Streit unter euch sei, will ich euch eine Probe auferlegen! Gehet hin in die Nachbarländer und wer mit dem schönsten Becher wiederkehrt, der soll fürderhin König sein, und ihr andern sollt nicht mehr streiten, sondern in Gehorsam und Treue ihm unterthan bleiben.«

Mit frohen Herzen gingen die beiden jüngern Brüder mit einander, den Becher zu suchen, der Aelteste aber schritt allein durch den Wald und war traurig, daß seine Brüder ihm sein gutes Recht nehmen wollten und ihn schalten, daß er nicht recht bei Verstande sei. Als er so einige Zeit in Gedanken dahin gewandert war, da stand plötzlich vor seinen Augen ein großes, prächtiges Schloß, das er noch niemals gesehen hatte, so oft er auch durch den Wald gegangen war. Thor und Thüren standen offen und er konnte ungehindert hineingehen und die Stiege hinaufsteigen. Er schritt durch das erste Zimmer, aber kein menschliches Wesen ließ sich darin sehen; er ging nun weiter und weiter durch eine lange Reihe der prachtvollsten Zimmer, bis er endlich an das letzte gekommen war. Da trat ihm daraus eine Katze entgegen, setzte sich vor ihm auf die hintern Füße und fragte ihn mit wohlwollender Stimme, was sein Begehren sei. »Liebe Frau Katze, entgegnete ihr beherzt der Jüngling, ihr könntet mir einen recht großen Gefallen erweisen, wenn ihr mir einen Becher brächtet, denn das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß ich einen schönern nach Hause bringe, als meine beiden Brüder, welche auch ausgegangen sind, ein solches Kleinod zu suchen.« Die Katze nickte freundlich mit dem grauen Kopfe, ließ sich auf ihre vordern Pfoten nieder und eilte davon. Wenige Augenblicke waren verstrichen, so kam sie wieder und legte einen großen, prächtigen Becher in die Hände des Jünglings. Er konnte sich aber vor Erstaunen und Freude kaum fassen, als er den schönen, funkelnden Becher sah. Da war alles daran von lauterm Golde und Edelgestein

und wundersame Bilder waren darauf ausgeprägt, Schlachten und Ritterfahrten und Hochzeiten, und der Becher gab einen so hellen Schein, als wenn die untergehende Sonne ihre vollen Gluthen in das Zimmer geworfen hätte. Als er endlich wieder zur Besinnung kam, und der guten Katze für ihr schönes Geschenk danken wollte, war sie längst entschwunden, und er stand allein und wußte nicht recht, wie ihm geschehen war. Schnellen Schrittes eilte er nun über die Treppe und durch den Wald nach Hause, wo seine Brüder mit ihren Bechern schon angekommen waren und ihn erwarteten. Als er nun mit seinem herrlichen, leuchtenden Pokale zu ihnen hintrat, da mußten sie wohl selbst gestehen, daß er das schönste Kleinod gefunden habe und von Rechtswegen die Krone verdiene; aber sie bestürmten nur desto mehr ihren alten Vater ihnen noch eine Probe aufzuerlegen, und hörten nicht auf zu flehen, bis er endlich ihren Bitten nachgab. »So geht denn in Gottes Namen,« sprach er, »noch einmal aus, und wer das schönste und beste Schwert heim bringt, der soll ohne allen Widerspruch König sein und die andern sollen ihm gehorchen.«

Zufrieden mit diesem Spruche eilten die beiden jüngern Brüder wieder mitsammen fort. Der älteste aber ging in den Wald und dem Schlosse zu, wo seine Wohlthäterin, die Katze, wohnte. Dieses Mal war sie ihm schon auf der Treppe entgegengekommen, und fragte ihn mit schmeichelnder Stimme, was er wolle. »Liebe Katze, entgegnete er, sei doch so gut und bringe mir ein recht schönes und gutes Schwert; du

wirst mich zu ewigem Dank verpflichten, denn wenn ich ein schöneres heim bringe, als meine Brüder, so werde ich König sein, und sie müssen mir dienen.« — Die Katze nickte freundlich mit dem grauen Kopfe, sprang lustig davon und kam bald mit einem großen, schönen Schwerte wieder, das sie mit dem reichen Wehrgehänge dem erstaunten Jüngling um die Hüften gürtete. »Kehrst du noch einmal zurück,« rief sie ihm zu, indem sie ihre weichen Pfoten ihm zum Abschiede entgegenstreckte, »so fasse mich nur an den beiden Hinterfüßen, trage mich in die Küche und schlage mich so lange an den Heerd, bis du nichts mehr von mir siehst.«

Mit diesen Worten war die Katze entschwunden, und der Jüngling kehrte nach Hause zurück und dachte hin und her, was diese Rede wohl bedeuten möchte. Als er bei Hofe anlangte, waren seine Brüder mit ihren Schwertern schon angekommen und glaubten nun sicher, daß sie den Preis erringen würden. Aber so schön ihre Waffen auch waren, sie konnten sich mit dem Schwerte ihres Bruders nicht vergleichen, und der Alte zögerte nicht, dem Sieger seine Krone als Preis zuzuerkennen. Da traten die beiden jüngern Söhne noch einmal zu ihm und ließen nicht nach ihn mit Bitten und heißen Thränen zu bestürmen, ihnen nur noch eine letzte Probe zu gestatten, bis er endlich ihren Worten nicht länger widerstehen konnte und in ihr Begehren willigte. »So geht denn zum dritten und letzten Male hin und wer die schönste Braut nach Hause bringt, der soll sie zum Weibe haben und König sein.«

Darüber waren nun die beiden jüngern Brüder sehr erfreut und auch der älteste gab sich damit zufrieden, denn er zweifelte nicht, daß seine Freundin, die Katze, ihm in dieser letzten und härtesten Probe beistehen werde. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er durch den Wald dem Schlosse zu und erinnerte sich gar wohl des Auftrages, den er das letzte Mal erhalten hatte. Als er zum Schlosse kam, stand die Katze schon unter dem Thore und winkte ihm entgegen und fragte ihn gar freundlich, was denn dießmal sein Begehren sei. Jüngling aber antwortete ihr nicht, sondern hob sie an ihren hintern Füßen empor, trug sie in die Küche und schlug sie so lange an den Heerd, bis er nichts mehr von ihr sah. Da war es plötzlich, wie wenn eine Wolke vor seinen Augen zerronnen wäre, und eine herrliche Jungfrau stand vor ihm, schön, wie er noch keine gesehen, und er hielt den goldenen Saum ihres langen wallenden Gewandes in seinen bebenden Händen. »Willst du mit mir zu meinem Vater kommen?« sprach der entzückte Jüngling, indem er die erröthende Jungfrau mit seinen Armen umschlang, »so sollst du meine Braut und Königin sein.« Sie aber winkte ihm lächelnd entgegen und reichte ihm ihre weiße, zarte Hand, auf daß er sie zu seinem Vater führe.

Unterdessen waren die beiden jüngern Söhne schon mit ihren Bräuten angekommen und harrten mit klopfendem Herzen des ältesten Bruders. Als nun dieser mit der herrlichen Jungfrau in den Saal trat, da neigten sich alle in Ehrfurcht vor ihr und der alte König stieg vom Throne

nieder und setzte die goldene Krone auf das Haupt des ältesten Sohnes und legte einen blühenden Kranz um die Locken der Jungfrau, und die Brüder huldigten ihrer Königin und gestanden es zu, daß ihr Bruder den höchsten Preis errungen.

Da kommt die Maus,
Das Märlein ist aus.

10.

Von den Salinger Fräulein.

I.

Im Walde draußen bei den grauen Schloßruinen, auf denen nur Disteln und Farrenkräuter wachsen, hausen die Salinger Fräulein. Nicht alle Leute sehen sie, sondern nur hin und wieder zeigen sie sich den Menschen, aber den blauen Rauch sieht man oft aus dem öden Gemäuer aufsteigen, wenn sie Mittag kochen. Soll schon das Essen bereitet sein und fehlt ihnen das Salz, so reitet das eine oder das andere Fräulein nach Hall, um dort Salz zu holen, und in einer Minute steht es wieder mit dem Salze in der Küche. Oft erscheinen die Fräulein den armen Dorfkindern, wenn diese Erdbeeren sammeln oder Heidelbeeren zusammenkämmen. Die Fräulein sind dann, wie andere Kinder, gekleidet und sehen wie diese aus, nur zärter sind sie, und oft, sehr oft merkt man nicht einmal, daß es die Salinger Fräulein sind, und hält sie für pure, gewöhnliche Bauernmädchen. Sie helfen dann den Kindern Beeren sammeln und pflücken so schnelle, daß in einer Viertelstunde alle Körbchen voll der schönsten Beeren stehen. Dann fällt es den Kindern erst ein, daß ein Salinger Fräulein ihnen helfe. Aber sobald sie das merken,

ist das Fräulein auch verschwunden. Oft helfen die Fräulein den Bauern, aber nur solchen, die brav sind, auf den Aeckern und Wiesen, und dann sehen sie ganz den andern Dirnen gleich, haben gleiche Mieder, gleiche Küttel, gehen barfuß, und wenn die Sonne recht heiß scheint, binden sie ein rothes oder blaues Sacktuch um den Kopf. Hilft ein Fräulein bei der Ernte oder einer andern Arbeit, so ist das, wozu man drei oder fünf oder sieben Tage braucht, in einem Tage abgethan und das Heu dort, wie Zunder, ohne daß es dreimal hin und her gehockt und geworfelt wird. Neckt aber Jemand ein Salinger Fräulein, so verschwindet es, und erscheint auf jenem Felde nie wieder. — Zuweilen kommen die Fräulein auch in die Häuser und helfen den Bäurinnen kochen und nähen und scheuern; und wenn ein Fräulein Butter schlägt, kommt noch so viel aus dem Kübelchen, und wenn eines die Kuh melkt, gibt das liebe Vieh viel mehr Milch, als zu andern Zeiten. — Das Alles thun die wilden Fräulein, die im Walde draußen hausen.

II.

Einem Bauer in Schleiß war seine Magd gestorben und es war gerade Sommer und das Heumahd vor der Thüre. Er sah sich links und rechts um eine tüchtige Dirne um; allein alles Suchen war vergebens, denn in jedem Hause und in jeder Hütte hatte man selbst vollauf zu thun und konnte keiner Hand entbehren. Das Heu auf den Mähdern war reif und da war bei unserm Bauer der gute Rath theuer. Endlich

nahm er seine Sense und ging allein durch den dunkeln Fichtenwald zu seiner Bergwiese und fing an zu mähen, daß ihm der Schweiß von der heißen Stirne tropfte. Er hatte noch nicht lange gearbeitet, da kam plötzlich ein frisches Bauernmädel auf ihn zu und bot ihm ihre Dienste zum Mahde an. Der Bauer maß mit den Blicken die körnige Gestalt vom Scheitel bis zu den Zehen, sie gefiel ihm und er freute sich, eine so rüstige Gehülfin zufällig gefunden zu haben. Noch mehr verwunderte er sich aber, als er die schöne Dirne mähen und worfeln sah, denn sie arbeitete so wacker, daß es jede Ahnung überstieg. Als es Mittag war, war schon die ganze Wiese abgemäht und das Heu stand in Hocken und schmorrte und dorrte, daß es eine Lust war. Der Bauer konnte sich nicht genug wundern und fuhr nach Hause, um seinen Leiterwagen und seine Ochsen zu holen. Als er zurückkam, fand er das Heu schon ganz und gar dürr und staunte und die fremde Dirne gefiel ihm über die Maßen. »Willst du nicht zu mir in den Dienst gehen? ich zahle dir, was du willst.« fragte der Bauer. — Die schlanke, weiße Dirne schüttelte aber bedeutungsvoll »Nein.« Der Bauer wandte alle seine Beredtsamkeit auf, um die liebe Dirne zu bewegen; allein Alles war umsonst. Da Nichts und gar Nichts fruchtete und Alles vergebens war, machte der Bauer zum verdrießlichen Spiele ein gutes Gesicht und ging ans Aufladen. Die Dirne schwang sich auf den Wagen und lud das Heu, das ihr der Bauer reichte, höher und höher, so daß bald der ganze Wagen voll geladen dastund. Wie nun der Wagen voll und hoch geladen war, stieg der Bauer auf das Fuder, um den Wies-

baum zu befestigen. Der Bauer war aber ein schlauer Patron und wollte nebenbei auch der schönen, emsigen Dirne, die ihm so in die Augen stach, und die doch nicht mit ihm gehen wollte, eine Falle legen. Denn als sie droben auf dem Heu kniete und noch manches am schönen Fuder ordnete, legte er den Wiesbaum so, daß ihr linker Fuß von demselben eingeklemmt wurde, so daß sie nicht mehr weg konnte. Als sie das merkte, warf sie ihm einen bittenden und vorwurfsvollen Blick zu, sprach aber kein einziges Wort. Der Bauer dachte, nun habe ich den losen Vogel doch gefangen, stieg vom Wagen herunter, schwang die Geißel, daß der Knall aus dem nahen Walde wiederhallte, und fuhr wohlgemuth seinem Dorfe zu. Als er aber eine gute Strecke gefahren war und sich schon der künftigen Dirne freute, empfand er plötzlich einen Riß am linken Beine, und zugleich glaubte er ein Husch, Husch hinter sich zu hören, als ob ein Vogel aufflöge. Er sah verwundert um und auf den Wagen, aber keine Dirne war mehr zu sehen. Sie war verschwunden und erst jetzt merkte der Bauer, daß sie ein Salinger Fräulein gewesen sei. Der Bauer fuhr nun vorwärts, allein sein eigenes Fuhrwerk wollte nicht mehr gehen; denn er wackelte hin und her und als er näher sich beschaute, sah er, daß er mit dem linken Fuße hinkte. Er mochte versuchen und thun, was er wollte, er blieb zeitlebens hinkend. Und als er nach vielen, vielen Jahren starb, hinkten seine Söhne und Enkel mit der Leiche und jetzt noch sollen alle seine männlichen Nachkommen hinken, und das hat das Salinger Fräulein gethan.

11.

Vom reichen Grafensohne.

Der reiche Grafensohn war schon ein stattlicher, schöner junger Mann und seine Aeltern wollten, daß er sich verheirathen sollte. Die Mutter sprach ihm morgens und abends zu, er solle sich eine schöne Braut und ihr eine Tochter holen; allein alles Reden und Mahnen war vergebens. Der gute Grafensohn hatte sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, keine Braut, die von einer Mutter geboren worden, heimzuführen, und eine andere, wie er sie wollte, konnte er nicht finden. Er wollte sich dennoch eine solche suchen, ließ sich das Roß satteln, nahm von den traurigen Aeltern Abschied und ritt in die Fremde.

Er war schon lange, sehr lange geritten und hatte noch die erwünschte Braut nicht finden können, da kam er zu einem Zwiewege, und wo sich die Wege kreuzten, da stand ein altes, altes Weiblein, krumm und klein und gebückt, und das hatte nur mehr einen Zahn im Munde und seine Augenwimpern waren gar so lang. Der reiche Grafensohn fragte das betagte Weiblein, wohin diese zwei Wege führten; da hatte er

schreien müssen, denn das alte Weibchen war vor Alter fast taub, und dann erzählte er ihr auf ihre Frage auch sein Vorhaben. — Sie nickte und wackelte dann beifällig mit dem grauen Kopfe und wies mit dem Haselstöckchen auf den Weg, der rechts führte, und zugleich fing sie mit kreischender Stimme an, so daß er sie nur schwer verstehen konnte: »Schmucker Knabe, gehe den Weg und du wirst ein großes, großes Haus finden; in das gehe, schmucker Knabe! hinein, und hinter der Thüre wirst du einen Kehrbesen finden. Diesen nimm und kehre die Stiege, und hast du die Stiege gekehrt, dann wirst du zu einem großen Löwen kommen, schmucker Bube! und der hält einen goldenen Schlüssel in seinem Rachen. Den Schlüssel mußt du mit Gewalt dem Löwen aus dem Rachen reißen und damit die Zimmerthür, vor der er steht, aufsperren, dann wirst du in ein prächtiges Zimmer kommen und wieder zu einem Löwen mit einem Schlüssel, der vor einer Thüre steht. Und diesen Löwen mußt du, schmucker Knabe! erlegen und ihm wieder den Schlüssel nehmen und mit diesem mußt du die andere Thüre aufschließen und dann kommst du in die Küche und in der Küche wirst du drei schöne rothgelbe Pomeranzen und ein Messer mit einem Griffe aus Ebenholz finden. Nimm dann das Messer und schneide eine der drei Pomeranzen auf und es wird ein wunderschönes Fräulein, so schön wie die Sonne, herauskommen. Du mußt aber damit gleich zu dem frischen Brunnen, der vor dem Hausthore unter den zwei Linden steht, eilen und deine Braut unter das Wasser halten, denn sonst wird sie gleich zusammenwelken und sterben.«

Der reiche Grafensohn nahm sich die Worte zu Herzen, ritt in den kühlen, dunkeln Wald hinein und kam immer tiefer und tiefer, bis er plötzlich vor einem großen Schlosse stand, das aus weißem Marmor erbaut war. Er trat durch das große, schöne Portal ein und fand hinter der Hausthüre den Besen und diesen nahm er und vollzog den Auftrag der geheimnißvollen Wegweiserin. Als er dies gethan hatte, kam er zum Löwen und diesem nahm er den goldenen Schlüssel aus dem Munde, sperrte die ebenholzene Saalthüre auf und durchschritt den weiten Saal, bis er zum zweiten Löwen kam, der wieder einen goldenen, noch schönern Schlüssel im Rachen hielt. Er erlegte diesen Wächter, nahm ihm den Schlüssel aus dem Rachen, öffnete damit die anstoßende Thüre und kam in die Küche, wo er das Messer und drei wunderschöne Pomeranzen fand, die waren so gelb, wie das reinste Gold, und glänzten, wie die Sonne. Er wagte es kaum, die wunderschönen Früchte anzugreifen, denn sie waren gar zu glänzend. Endlich übermannte er sich doch und griff nach der nächsten und ersten Pomeranze und nach dem blanken Messer und schnitt den goldenen Apfel entzwei, denn er hatte sich den Rath des alten Weibleins gar wohl gemerkt. Aber kaum hatte er die obere Hälfte der Schale abgelöst, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm in der untern Hälfte der Pomeranze, die er in den Händen hielt, stand, und es war so schön, als der Tag, und seine Augen so blau, als der heitere Himmel im Sommer. Dem reichen Grafensohn war es gar wunderlich ums Herz und er vergaß der Mahnung des alten Mütterchens ganz und gar und schaute und schaute nur die

schöne Jungfrau an und dachte nicht an den Brunnen. Wie er so dastund, da welkte das schöne Bild zusammen und die Jungfrau starb vor seinen Blicken.

»Warte nur, mit der zweiten will ich es gescheidter machen,« dachte sich der reiche Grafensohn, nahm die zweite Pomeranze und das blanke Messer und stieg die weiße Marmorstiege hinab in den Hof. Als er bei dem Brunnen unter den zwei Linden angelangt war, schnitt er die goldene Frucht entzwei, und, es blendete ihm fast die Augen, ein Jungfräulein stand vor ihm, so schön, wie die Sonne noch nie eines beschienen hat. Er hielt das schöne Wesen unter den Strahl des Wassers und es wurde immer größer und größer, so daß seine Hände sie nicht mehr halten konnten und sie auf dem Boden stund und endlich so groß war, wie der reiche Grafensohn. Da nahm er sie bei den weißen Armen und führte sie in das Marmorhaus und hieß sie dort bleiben, bis er wieder mit Roß und Wagen kommen würde, und dann nahm er von der schönen Jungfrau Abschied, küßte sie und wanderte weiter zu seinen Aeltern, um von ihnen Roß und Wagen zu holen. Die schöne Pomeranzenjungfrau aber wohnte nun allein im Pallaste und mußte sich selbst das Wasser holen und das Essen bereiten und hatte so ganz allein wohl oft Langweile.

Neben dem großen, schönen Marmorhause stund aber auch ein kleines Häuschen und in dem wohnte eine Hexe mit ihren zwei Töchtern. Diese sahen die schöne Jungfrau öfters zum Brunnen unter den Linden gehen und kamen auch zu ihr herauf und fragten und forschten um dies und das und das Pomeranzenkind war gar unschuldig, kindlich und ein=

fältig und erzählte ihnen Alles unverholen, gerade wie es Kinder thun.

»Komm mit uns,« sagte einmal die ältere der beiden Hexentöchter, die Mutter hat Kuchen gebacken und die sind gar gut.« — Das arglose Kind ließ sich bereden und ging mit den beiden Schwestern. Sie spielten allerlei Spiele und da sollte das Mädchen einmal Königin werden und mußte sich umkleiden und die Haare flechten lassen, und wie es so da saß, da drückte ihm eine der beiden Schwestern eine Nadel in den Kopf, das war eine Zaubernadel und das arme Kind ward in eine Taube verwandelt. — Eine der zwei häßlichen Schwestern ging nun in das große Haus hinüber und wartete, bis endlich der Bräutigam kam. Dieser kam angefahren, staunte aber nicht wenig, als er anstatt seiner schönen Braut die garstige Hexentochter fand. Allein diese wußte allerlei Ausreden und er wollte sein gegebenes Versprechen halten und meinte, ihn könnten doch nur die Augen täuschen, und nahm also die garstige Braut zu sich in den Wagen und fuhr sinnend damit fort. —

Während sie auf dem Wege waren, kam der alten Hexe die Taube aus und flog dem Wagen nach und schlug die weißen Flügelchen, daß es schwirrte, und der reiche Grafensohn hatte Mitleid mit dem armen Thierchen und streckte die Hand aus, um es hereinzulangen. Allein seine Braut war darüber sehr böse, denn sie kannte das Thierchen. Der reiche Grafensohn hatte aber Erbarmniß und ließ sich es nicht nehmen, sondern nahm das Täubchen herein, hielt es auf seinem Schoße und streichelte es, daß es zu girren anfing. —

Und wie er es so streichelte und das Täubchen ihn mit seinen schwarzen, klugen Aeuglein anblickte, griff er eine Nadel auf dem Köpflein des Thierchens, und er zog sie voll Mitleid heraus und das schöne Fräulein stand wiederum vor ihm in dem Wagen. Da freute sich der reiche Grafensohn erst recht und hatte sie lieb; die böse, garstige Hexentochter warf er aber zum Wagen hinaus, daß sie beide Beine brach. Das Brautpaar fuhr nun voll Freude nach Hause und die alten Eltern freuten sich mit ihrem Sohne und es gab eine gar stattliche Hochzeit. Diese Geschichte ist wahr, denn ein Grafensohn davon lebt jetzt noch.

12.

Mädchen und Bübchen.

(Verwandt mit „Machandelboom" Grimms Sammlung B. I. S. 268.)

Es lebte einmal nahe bei einem dichten Walde ein Holzhauer, der hatte ein böses Weib und zwei nette Kindlein: ein Mädchen und ein Bübchen. Der Holzhauer war aber sehr arm und hatte kaum Brod genug, um sich und den Seinigen den Hunger zu stillen. Eines Tages war der Vater wieder in den Wald gegangen und die böse Mutter war allein in der niedern Hütte zurückgeblieben. Da sagte die böse Mutter zu den Kindern: »Nun geht hinaus in den Wald Holz sammeln, und wer zuerst von euch nach Hause kommt, bekommt einen recht schönen Apfel.«

Mädchen und Bübchen sind nun in den Wald hinausgegangen, um Holz zu sammeln, und eilten sich, bis sie zwei Bündelchen Reisig beisammen hatten. Und als sie das Holz beisammen hatten, gingen sie raschen Schrittes nach Haus. Aber je näher sie der Hütte kamen, desto seltsamer wurde ihnen zu Muthe, und es war ihnen gerade, als ob ein Stein auf ihren Herzchen lastete. Während des Gehens brach dem Bübchen das Achselband und da bat es das Schwesterchen: »Warte

mir, mir ist das Achselband gebrochen und ich muß es zusammenbinden.«

Das Mädchen dachte aber an den schönen Apfel, den ihr die Mutter versprochen hatte, und eilte vorwärts. Kaum war aber das Mädchen eine Strecke Weges gegangen, da brach auch ihm das Achselband und der Knabe kam ihm nachgelaufen und keuchte unter der schweren Holzbürde. Das Mädchen bat ihn nun: »Warte mir, es ist mein Achselband gebrochen; ich muß es mir zusammenbinden.« Das Bübchen hatte aber keine Ohren für das Bitten seines Schwesterleins und erwiderte: »Du hast mir auch nicht gewartet; jetzt bekomme ich den Apfel.« — Der Knabe lief und lief und kam endlich nach Hause und bat die Mutter um den versprochenen Apfel und warf das Bündel Holz in die leere Küche hinein. — »Gehe nur hinauf in die Kammer, dort sind die Aepfel in der Truhe, davon kannst du dir drei heraussuchen,« sprach die Mutter. — Das Büblein wollte mit diesem Bescheid nicht zufrieden sein und bat die Mutter, es möchte doch sie die Aepfel heraussuchen und ihm geben, wie andere Male. — Die Mutter gab endlich den Bitten des Bübchens nach und sie gingen nun beide in die Kammer und zur Truhe, in der die Aepfel waren. Der Knabe war voll Freude und konnte sich an den Aepfeln, die da lagen, nicht satt sehen, patschte in die Händlein und bückte sich in die Truhe hinein, um sich die Aepfel herauszuholen. Wie er freudig so hineinsah, schlug die böse Mutter plötzlich den Deckel zu, daß der Kopf des armen Bübchens in die Tiefe der Truhe hineinkugelte, der Leib aber auf dem Boden regungs- und leblos da lag. Die

böse Mutter nahm den Leichnam und hängte ihn hinter der Kammerthüre auf einen Nagel. Indessen war das Mädchen, das sich das zerbrochene Achselband zurecht gerichtet hatte, mit seinem Holzbündel gekommen, leerte diesen in der Küche ab und bat die Mutter auch um einen Apfel. Die Mutter war sehr freundlich, nickte ihr zu und gab ihr einen rothen Apfel. Das Mädchen biß in den Apfel und die Mutter ging zum Herde, um für den Vater, der im Walde Holz haute, das Mittagsessen zu bereiten. »Gehe in die Kammer hinauf und hole mir Mehl und Schmalz,« sagte die Mutter zum Mädchen, »schaue aber ja nicht hinter die Thüre hinein.«

Das arme Schwesterchen ging nun in die Kammer hinauf und schaute doch hinter die Thüre hinein und da sah es sein armes, todtes Brüderchen hangen. Das Mädchen weinte nun so bitterlich, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen und Zähren auf den Boden tropften. Endlich mußte es doch zur Mutter hinunter und brachte ihr weinend das verlangte Mehl und das Schmalz. »Hast du wohl nicht hinter die Thüre hineingeschaut?« fragte die böse Mutter das weinende Mädchen. »O nein,« erwiderte das arme Kind, und weinte noch heftiger und hielt das blaue, zerlumpte Fürtuch vor das Antlitz. Die Mutter war der Antwort zufrieden und schickte das schluchzende Kind mit dem Mittagsessen für den Vater hinaus in den dunkeln Wald. Das Mädcheu hatte heute keine Freude an den Eichkätzchen, die auf den Fichten herumkletterten und ihre Männchen machten, noch an den Tannzapfen und Feldblumen, sondern ging still und weinend seiner Wege. Endlich kam es zum Vater, und dieser nahm die Suppe hastig, denn

es hungerte ihn. Er war aber ganz erstaunt, als er heute Fleisch in der Suppe sah, denn er hatte seit langer Zeit kein Stückchen mehr gesehen, noch viel weniger in den Mund gebracht. Er setzte sich unter eine große, schöne Buche und begann zu essen. Er hatte aber gerade das erste Stückchen Fleisch auf dem beinernen Löffel und wollte es zum Munde führen, als ein Vögelchen auf dem Baume zu singen anfing:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Dem Holzhauer kam Alles so wunderlich vor und das Vögelein ließ ihm keine Ruhe und sang und sang immer aufs Neue:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'uausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein ahg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Da wurde es dem Vater immer unheimlicher, so daß ihn selbst das Rascheln der Blätter erschreckte, und er ging mit dem armen Mädchen, das recht traurig war und kein Wort redete, nach Hause. —

Unterdessen war die böse Mutter vollauf beschäftiget den todten Knaben zu verbergen und zu verpacken; allein da kamen viele, viele Vögelchen, flatterten um sie herum, ließen ihr keine Ruhe und sangen in gar wehmüthigem Tone:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Sie wollte nun die unschuldigen Thierlein verjagen, wie sie aber dieselben durch die Stubenthüre hinausscheuchte und ihnen nacheilte, fiel die schwere Stubenthüre zu und schlug der bösen Mutter den Kopf entzwei. Der Vater kam nach Hause, darin war alles stille und stille, nur die Vögel sangen:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Der Vater ging nun die Stiege hinauf und in die Stube und wie er die Thüre öffnete, fand er sein böses Weib und sein armes Söhnchen todt auf dem Boden liegen.

Und das Märlein ist aus,
Drum geht nun nach Haus!
Oder soll ich euch noch was erzählen
Von den Erbsen und den Fisälen? *)

---

*) Fisälen = Fisolen, Bohnen, davon ausfieslen = enthülsen.

13.

Vom armen Schuster.

Dieser Schuster war sehr arm und war Vater von acht Kindern und die Frau war ihm gestorben. Er hatte sehr schlechte Tage und wenig Verdienst und die armen Würmchen wollten doch ihr Brot haben und schrieen oft, wie die Raben, vor Hunger. So ging es lange Zeit und der arme Schuster versetzte seinen letzten Leisten, um den Hunger der Kinder zu stillen. Allein, als der morgende Tag anbrach, stellte sich auch der Hunger wieder ein und die Kinder weinten und da wußte sich der Schuster gar nicht zu helfen. Endlich fiel ihm ein Ausweg ein. Er ging zu seinem Nachbar, der sehr, sehr reich, dabei aber auch sehr geizig war, und bat ihn, er möchte ihm doch einige Kreuzer leihen, damit er seinen Kindern Brot kaufen könnte, denn sonst müßten sie Hungers sterben. Der geizige Mann schnauzte aber den Armen an und schrie: »Wenn deine Kinder verhungern, was geht das mich an? — Ich gebe dir keinen gespaltenen Heller, geschweige einen ganzen. Ich bin nicht der Narr, der das Geld hinauswirft, ohne Hoffnung, es je wieder zu bekommen.«

Der arme Schuster sah nun, daß sein Bitten umsonst sei, und ging ohne Geld und ohne Trost vom reichen Nachbar weg zu seinen hungernden Kindern. Diese meinten, der Vater würde mit Brot kommen, und warteten mit größter Sehnsucht auf ihn. Der Vater kam nun und als er die armen hungernden Kindlein sah, ging es ihm ans Herz und er fing auch an zu weinen. Die Kindlein, wie sie dies sahen, weinten noch mehr und wurden immer trostloser und trauriger. So ging es zwei Tage, daß sie einander ansahen und weinten, und der Hunger wurde immer größer und größer. Da dachte sich der arme Schuster: »Ich will es noch einmal probiren und zum Nachbar gehen und ihn um Etwas bitten; vielleicht erweichen Gott und meine Thränen sein hartes Herz.« Der Schuster begab sich nun zum Nachbar und weinte und bat ihn auf den Knieen recht inständig um Etwas. »Ja,« erwiderte der geizige Nachbar, »einen Strick will ich dir geben, damit du deinem elenden Leben ein Ende machen kannst,« und gab ihm einen Strick. Der arme Schuster nahm den Strick und dachte an seine bereits verhungerten Kinder und an die noch lebenden, zu denen er aber ohne Brot nimmer zurückkehren mochte, und beschloß, wenn der himmlische Vater keine Hülfe senden würde, sich aufzuhängen.

Er ging nun in den Wald hinaus und ging recht tief in denselben hinein, damit kein Mensch ihn sehen sollte. Und wie er im dichten Walde so dastand und sich aus Hunger aufhängen wollte, wurde es ihm so schwer um das Herz, daß er von der Welt scheiden sollte, und dachte: »Bevor ich sterbe, will ich die schöne Welt doch noch anschauen.« Er suchte

nun einen recht hohen Baum und stieg bis zum Wipfel hinauf, und wie er droben war, sah er recht weit herum und es kam ihm noch schwerer vor, sich aufzuhängen.

Wie er nun so herumschaute, siehe, da erblickte er tiefer in dem Walde ein großes, großes Haus, das war so schön, daß er nie ein solches gesehen hatte. Er kletterte nun eilig, wie ein Eichkätzchen, vom Baume herunter, ließ den Strick liegen, wo er lag, und eilte dem schönen, großen Hause zu, um dort Hilfe und Trost zu suchen, denn zum Hängen, meinte er in seinem Sinne, ist es noch Zeit.

Wie er zum Hause kam, fand er es offen. Er ging hinein und kam in einen weiten, lichten Saal, in dem viele, viele Tafeln standen, und alle waren gedeckt und mit den herrlichsten Speisen beschwert — aber keine Seele war im ganzen Gebäude zu finden. Da war ein Glühen und Duften, daß der arme Schuster glaubte, er sei bei der himmlischen Hochzeit. — Wie sich lange Zeit Niemand sehen ließ, setzte sich der hungrige Schuster endlich zu einer Tafel hin, kostete von jeder Speise und trank von jedem Wein. Er war schon fast satt, da hörte er plötzlich Stimmen und es war, als ob Leute kommen würden. Der arme Schuster fürchtete sich und versteckte sich eilig in das Ofenloch. Wie er dort horchte und zitterte, kamen zwölf Herren, setzten sich zu Tische, und als sie sahen, daß Alles angenascht wäre, murmelten sie: »Wer hat von meiner Suppe gegessen?« »Wer hat von meinem Fleische gekostet?« Wer hat von meinem Brote geschnitten?« »Wer hat von meinem Weine getrunken?« »Wer hat mit meinem Löfflein geschöpft?« »Wer hat mit meinem Messerchen

geschnitten?« So murmelten und murrten sie, bis der erste, der gekommen war, fragte, was es Neues gebe. Da sagte der zweite, er wisse Nichts, und so ging es der Reihe nach; alle bis auf den letzten wußten Nichts. Als die Reihe zum Letzten gekommen war, erzählte er, in der Königsstadt liege die Königstochter schwer krank und leide am rechten Fuße fürchterliche Schmerzen. Kein Doktor könne ihr helfen und die schöne Prinzeß sei ohne Rettung verloren, wenn ihr nicht bald geholfen würde.

»Und kann ihr Niemand helfen? Und können wir ihr nicht helfen?« fragten alle auf einmal. Da antwortete der Letzte: »Ich wüßte schon ein Mittel. Es darf nur Jemand zum weißen Felsen hingehen. Um Mitternacht bewegt sich dort der große Stein und ein gräßlicher Wurm kommt zum Vorschein. Diesen muß man erschlagen, ihm das Fett nehmen, damit den rechten Fuß der Königstochter einschmieren und sie wird in acht Tagen ganz gesund sein.«

Als die zwölf Herren dieses gehört und gegessen hatten, standen sie von ihren Sitzen auf und gingen wieder weg. Der arme Schuster war darüber froh, schlüpfte aus dem finstern Ofenloche hervor, stillte vollends seinen Hunger und ging dann fort, denn er wollte die schöne Königstochter heilen und sich auf diese Weise Geld verschaffen. Kaum war er einige Schritte gegangen, kam er zu einer schönen Straße, und diese führte schnurgerade zur Königsstadt und zur prächtigen Königsburg. Er ging gerade auf die Burg zu und zum Könige und sagte zu diesem, er wolle seine Tochter heilen, wenn er ihm sechs starke Männer mitgeben würde. Die

Prinzeß hatte gerade so große Schmerzen, daß sie laut aufschrie; da war der König gleich bereit und ließ sechs baumstarke Männer holen und die übergab er dem armen Schuster. Der Schuster ging nun wieder in den Wald hinaus und zum weißen Felsen hin und wartete dort mit seinen sechs Gesellen bis Mitternacht. Als es Mitternacht war, bewegte sich wirklich der Stein und ein fürchterlich großer Wurm kam hervor — da stürzte sich der Schuster mit den sechs starken Männern auf das Unthier los und alle sieben schlugen so lange mit Keulen und Aexten darauf, bis es maustodt war. Der Schuster nahm nun das Fett aus dem Leibe des Wurmes, ging zum Könige zurück und beschmierte den rechten Fuß der Prinzeß. Diese ward besser und besser und in acht Tagen war sie wieder frisch und gesund und sah aus weiß und roth wie ein Apfel. — Der alte König war ganz erfreut, umarmte den armen Schuster und führte ihn in die Schatzkammer. Der Schuster war über die Pracht und Herrlichkeit der Schätze ganz außer sich und wie er so staunte und schaute, sagte der König: »Nimm so viel Gold als du willst!« —

Der Schuster ließ sich das nicht zweimal sagen und steckte sich alle Taschen voll Gold ein, so daß er nicht mehr ertragen konnte, und dankte dem Könige dafür. Der König war aber damit noch nicht zufrieden; denn ihm hatte der Schuster zu wenig genommen, und gab ihm noch einen so großen Sack voll Gold, daß der Schuster einen Esel leihen mußte, um das viele Geld nach Hause zu bringen.

Als der Schuster mit dem Schatze nach Hause kam, fand er noch die Kinder am Leben, denn sie hatten indessen Etwas

zu essen bekommen. Die waren so froh ihren Vater wieder zu haben, und lebten mit ihm, der nun ein steinreicher Mann war, vergnügt und glücklich viele Jahre hindurch und von einer Noth war gar keine Rede mehr. —

Wie der geizige Nachbar sah, wie der arme Schuster mit seinen noch lebenden Kindern schön aß und trank und glücklich lebte, da wunderte es ihn, wie es zugegangen sei. Er ging deßhalb zum Schuster hin und fragte ihn, wie es denn gekommen wäre, daß er nun so gut fort komme. Der Schuster machte keinen Hehl und erzählte dem Geizigen auch richtig, wie es ihm ergangen sei. — Da dachte sich der Geizige: »Ich muß es auch so machen,« ging in den Wald hinaus, stieg auf den Baum, sah in die Weite, sah das schöne große Haus und stieg wieder herunter. Er eilte nun der Gegend zu, wo das Haus stehen mußte, ging in dasselbe hinein, fand die Tische gedeckt, aß von den Speisen und versteckte sich endlich, als er jemanden kommen hörte, ins Ofenloch. Die zwölf Herren kamen wieder und es ging wie beim ersten Male zu und der Letzte erzählte wieder folgende Geschichte: »Es war einmal ein armer Mann hier, den die bitterste Noth hieher getrieben hatte und den wir glücklich gemacht haben; heute aber steckt ein reicher, reicher Mann im Ofenloche, den nur der Geiz und die Habsucht hergeführt haben, und auf diesen dürfen wir alle losschlagen.« — Auf diese Rede fuhren alle zwölf sogleich von ihren Sitzen auf, stürzten auf das Ofenloch zu und stachen und stachen in dasselbe hinein, bis der Geizige ganz erstochen und mausetodt war.

14.

Bauer und Bäurin.

Es war einmal eine Bäurin, die war sehr reich, aber auch sehr dumm, so dumm, wie die Nacht. Einmal hatte man nun ein Schweinchen abgeschlachtet und der Bauer, der mit seinem Weibe viel Kreuz und Leiden hatte, sollte gerade auf das Feld gehen. Die Bäurin fragte ihn da, was sie mit dem todten Schweine machen sollte. Der Bauer antwortete, sie solle mit einem Stücke den Kappes *) spicken und das Uebrige solle sie für den Fürpaß aufbehalten. **) Der Bauer ging unwillig darüber, daß eine Hauswirthin sich nicht einmal bei einem geschlachteten Schweine zu helfen wisse, auf das Feld und machte dort noch ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Die Bäurin nahm sich die Worte ihres Mannes zu Herzen, nahm das halbe Schwein, trug es auf den Kappesacker hinaus, zerhackte es zu kleinen Streiflein und spickte

*) Krautköpfe.

**) „Für den Fürpaß behalten" heißt im Munde des Volkes etwas für die Zukunft aufbewahren.

mit diesen alle Krautköpfe, die mit den Speckschnittchen geziert gar sonderlich aussahen. Als sie mit dieser Arbeit fertig war, ging sie nach Hause, und dachte immer an den Fürpaß und wo er etwa stecken möchte. Sie weilte schon lange in der getäfelten Stube und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der Fürpaß so lange nicht komme, um sein Theil zu holen, als ein armes, altes Männchen mit einem Bettelranzen kam und um ein Almosen bat. —

»Bist du etwa der Fürpaß?« fragte hastig die Bäurin.

»Warum denn?« fragte wieder das durch die Frage überraschte alte Männlein.

»Ja weißt wohl, mein Mann hat mir aufgetragen dem Fürpaß das halbe Schwein, das wir heute morgens geschlachtet haben, zu behalten, und da warte ich schon lange auf den Fürpaß und er will nie kommen und der Bauer ist heute schon zuvor herb.«

»Ja, ja,« erwiderte der Bettler, »freilich bin ich der Fürpaß, und das ist brav, daß ich nicht zu frühe komme.« —

Die Bäurin war deß froh, eilte in die Küche, holte das halbe Schwein, und lud es dem Bettler auf den Rücken.

»Hast wohl schwer zu tragen,« dachte sie und bemitleidete das belastete Männlein. Dem schien es aber zu gefallen und er machte sich auf die Füße und lief davon, daß der Boden unter ihm dampfte.

Es dauerte nicht lange und der Bauer kam nach Hause. Er fragte die Bäurin, ob sie das Schwein besorgt hätte. »O ja, der Kappes ist schon gespickt, gehe nur auf das Feld hinaus zu schauen, und der Fürpaß ist auch da gewesen.« —

Der Bauer wollte seinen Ohren nicht trauen und ging auf das Feld hinaus. Dort fand er die grünen Kappesköpfe sammt und sonders mit Speck geschmückt. Da wurde er gar zornig, lief nach Hause und wollte sein dummes Weib, das die Sachen so zu Grunde gerichtet hatte, fortjagen.

Allein mit einem dummen Weibe wird man nicht so bald fertig; sie bat um Verzeihung, weinte und versprach so lange Besserung, bis der Bauer ihr nachgab, und so war Alles wieder gut. —

Nach einigen Tagen hatte der Bauer seine Hosen zerrissen und da sagte er zur Bäurin, sie möchte ihm doch die Hosen flicken, aber ordentlich und recht. — Der Bauer ging indessen seiner Arbeit nach. Die dumme Bäurin aber stand vor den zerrissenen Hosen, wie der Ochs am Berge, und wußte nicht, wie sie das Ding anstellen sollte. Endlich fiel ihr ein Rath ein. Sie ging in die Schlafkammer, holte dort aus der Truhe die Festtagshosen, zerschnitt dieselben und flickte damit die Werktagshosen. — Als der Bauer nach einigen Tagen die Festtagshosen anziehen wollte, fand er sie nicht, und als er fragte, hörte er vom Geschehenen.

Da war wieder das Feuer im Hause und Bauer und Bäurin sahen sich so lieb an, wie Hund und Katze. —

Nach und nach kam aber wieder Alles in's Geleise und Bauer und Bäurin sprachen wieder miteinander ohne nebenaus zu sehen. Da meinte einmal der Bauer, daß sein Bett nicht viel tauge. Andere Leute hätten so nette] und reinliche Betten, daß es eine Lust wäre, nur das seine wäre wie ein

dumpfes Nest. Er bat die Bäurin, sie möchte doch einmal das Bett reinigen und auslüften. —

Der Bauer ging nun in die Stadt, die Bäurin nahm aber die Betten, trug sie auf das Dach, zerschnitt sie dort und schüttete die Federn auf ein Leintuch heraus. Es stand aber nicht lange an, da kam der Wind daher, blies recht lustig in die luftigen Federn, so daß diese Flügel bekamen und dahin und dorthin flogen, und die Nachbarn meinten, es schneie bei heiterm Himmel. Als nun der Bauer müde und matt abends nach Hause kam und sich ins Bett legen wollte, fand er die leere Bettstäite und kein Federchen darin. Die Bäurin erzählte nun, wie es zugegangen sei, und da wurde der Bauer so zornig und wild, daß er die Bäurin umbringen wollte. Sie bat aber und bat so lange, bis er ihr das Leben schenkte, aber bei ihr bleiben wollte er um keinen Preis mehr. Er packte sich nun ein Bündel zusammen und wollte so weit gehen, bis er jemand finden würde, der noch dümmer als sein Weib wäre. Würde er keinen Dümmern finden, wollte er wieder nach Hause kehren und sein Weib ohne Schonung umbringen. — Er ging nun weiter und weiter über Berg und Thal und kam endlich in eine große, große Stadt. Wie er nun so durch die schönen, weiten Gassen wanderte und den Mund weit offen, die prächtigen Häuser anschaute, rief eine Frau aus einem Fenster herab: »Hansl! was schaust du denn so in die Höh?« — »Was schau ich?« antwortete er; vom Himmel bin ich herabgefallen und jetzt muß ich das Loch suchen, damit ich wieder hinauf komme.« — Die Frau war voll Freude über diese

Antwort und fragte gleich, wie es ihrem seligen Herren im Himmel droben gehe.

»Schon gut,« erwiderte Hansl, »aber kein Geld und kein Gewand hat er und da leidet er halt an Kälte und Langweile.« —

»Ach, wenn nur das ist,« rief die Frau, »so will ich ihm schon helfen. Gewand und Geld will ich dir mitgeben, so viel du willst.« — Der Bauer mußte nun in das Haus hinaufgehen und dann gab sie ihm so viel Geld und Gewand, daß er es fast nicht ertragen konnte, und Hansl war froh und ging geschwind weiter. —

Als Hansl weg war und die Frau sich über das Wohlsein ihres ersten Herrn im Himmel droben freute, kam ihr zweiter Herr und diesem erzählte sie, daß es ihrem Herrn gut gehe und daß sie ihm, da sich gerade gute Gelegenheit geboten habe, Geld und Gewand geschickt habe. — Als ihr Herr das hörte, ward er zornig, wie ein Göckelhahn, schmähte seine Frau aus, ließ sich das Pferd satteln und ritt spornstreichs dem Hansl nach. Sobald aber dieser gewahr wurde, daß ein Reiter nachgesprengt komme, legte er sein Bündel ab, versteckte es im Gesträuche und legte sich, wie schläfrig, in das Gras. Der Herr kam indessen herangeritten und fragte den Hans, ob er nicht einen Mann mit einem Bündel gesehen hätte. — »Ja wohl,« erwiderte er, »gerade ging einer mit einem Bündel vorbei; man kann ihn leicht einholen, wenn man ihm schnelle nachgeht! aber,« setzte er klug hinzu, »wenn der Mann das Getrabe des Pferdes hört, versteckt er sich vielleicht.« —

Dem Herrn ging dieser Gedanke ein, er stieg vom Pferde, ließ dasselbe beim Hansl zurück und eilte zu Fuße weiter. Kaum war der Herr weg, dachte sich Hansl, nun habe ich auch noch ein Pferd, schwang sich flink auf dasselbe hinauf und sprengte damit fort. Er war eine Weile geritten, da kam er zu einem einsamen Hause, neben dem eine Scheune stand. Er stieg nun ab, denn es war Abend und er suchte ein Nachtlager, und ging in das Haus hinein, da fand er zwei greisgraue Jungfrauen und die bemühten sich mit zwei Heugabeln frische Nüsse auf die Bühne zu schöpfen. — Wie Hansl dieses sah, fing er laut an zu lachen, denn er sah, daß noch dümmere Leute, als sein dummes Weib, auf Gottes Erdboden lebten, bestieg wieder sein Pferd und ritt und ritt, bis er wieder zu seinem Weibe nach Hause kam. Diese hatte aber eine Freude, als ihr Mann wieder kam, daß man es gar nicht sagen kann, und versprach ihm recht gescheidt zu thun. Beide lebten nun mitsammen glücklich und froh und der Bauer freute sich immer, so oft er daran dachte, daß es noch dümmere Leute, als sein Weib, auf der Erde gebe.

15.

Lurehales.

Auf einem Hügel nahe bei einem Dorfe stand vor alten Zeiten ein gar prächtiges Schloß mit hohen Thürmen und stolzen Zimmern, das reich an Gold und Silber und allen Schätzen dieser Welt war. —

Aber jene, die es bewohnten, waren gottlos und unbarmherzig und lebten dahin in Saus und Braus und ließen den Armen nicht einmal ein Stücklein harten Brotes zukommen, während sie selbst im Ueberflusse schwelgten.

Da hatte der Herr die Vertilgung dieses sündhaften Geschlechtes beschlossen; nur die Köchin allein sollte gerettet werden, denn sie war fromm und mitleidig und tröstete die Kranken und theilte den Hungernden mit, was von der reichen Tafel ihrer Herrschaft abfiel. Als nun die Stunde der Vergeltung gekommen war, da lief ein weißes Mäuslein durch die Küche und schmiegte sich an den Fuß der Köchin, und dieß Mäuslein trug ein Zettelchen um den Hals, auf dem stand geschrieben: »Fliehe, fliehe, fliehe!«

Als die Köchin dieß Zeichen gesehen hatte, packte sie schnell ihre geringe Habe zusammen und eilte davon. Kaum hatte sie das Schloß verlassen, so stürzte es mit furchtbarem Getöse und Krachen zusammen, rothe Flammen zuckten aus dem Gemäuer, die Erde öffnete sich und verschlang das Schloß und alle die reichen Schätze sammt den gottlosen Leuten; nur die fromme Köchin allein war gerettet worden.

Viele hundert Jahre waren seitdem vergangen und man wußte kaum mehr etwas vom versunkenen Schlosse und die Namen derjenigen, welche es einst bewohnt hatten, waren vergessen. So viel aber war jedem Kinde im Dorfe bekannt, daß viel Gold und Silber auf dem Schloßhügel vergraben sei und daß man diesen Schatz wohl heben könne, wenn man den rechten Schlüssel hiezu finde.

Da waren im Dorfe drei lustige Burschen, welche auch lieber im Wirthshause gesessen, als mit harter Arbeit sich ihr Brod verdient hätten, und denen fiel es einmal ein, sie wollten den reichen Schatz auf dem Hügel in aller Stille heben und dann in die weite Welt gehen und auch die großen Herren spielen anstatt zu Hause hinter dem Pfluge zu gehen und hartes Brot zu essen. Das rechte Mittel dazu hatten sie schon gefunden. Ein steinaltes Männlein, das gar wunderbare Geschichten zu erzählen wußte und viele verborgene Dinge kannte, hatte ihnen ein altes Büchlein mit seltsamen Sprüchen geschenkt und ihnen anvertraut, daß man damit, wenn man es recht zu gebrauchen verstehe, Gold und Silber und reiche Schätze gewinnen könne. Dieß Büchlein nämlich war ein Gertraudenbüchlein und wer ein solches Büchlein

hat, der kann sich unsichtbar machen, wenn er es bei sich trägt, und kann den Teufel vergrabene Schätze bringen machen; auch für viele andere Dinge noch soll dieß Büchlein vornehmlich gut sein. An einem Feierabend, als es schon dunkel zu werden begann, gingen nun die drei Burschen auf den Bühl und berathschlagten unterwegs, welchen Teufel sie nun eigentlich beschwören sollten, den Urian, den Belzebub oder den Lurehales. Nach langem Disputiren kamen sie endlich überein den Letzten zu wählen, weil er doch der gemüthlichste sei und nicht so eigennützig, wie die beiden andern, welche schon oft für einen kleinen Liebesdienst auf Erden eine arme Seele für die ganze Ewigkeit haben wollten. So waren sie an die Stelle gekommen, wo der Schatz vergraben sein mußte, und der Aelteste, welcher das Ding am besten verstand, auch sonst der pfiffigste und muthigste unter ihnen war, schlug nun das Gertraudenbüchlein auf und las beim Scheine eines brennenden Holzspahns die wunderkräftigen Sprüchlein, während die beiden andern mit klopfenden Herzen und aufgesperrtem Munde zuhorchten. Kaum war noch das dritte Sprüchlein zu Erde gelesen, so hörte man schon unter seinen Füßen ein furchtbares Geräusch, daß der Leser erschreckt ein paar Schritte zurückwich; die Etde that sich auf, rothe Flammen zuckten empor und Lurehales fuhr aus der Tiefe herauf mit einem großen Sacke, in welchem die Thaler und Goldstücke klingelten. Die drei Burschen wußten nun wohl nichts Eiligeres zu thun, als ihre Hände nach dem goldenen Schatze auszustrecken; aber Lurehales, der nichts vom Hingeben wissen wollte, legte sich den Sack zurecht, setzte sich

darauf und blickte nun die drei Beschwörer so furchtbar an, daß es ihnen eiskalt über den Rücken lief. Da fiel es dem Aeltesten, der auch der Pfiffigste war, ein, daß man, um den Teufel, den man beschworen, wieder los zu werden, die Sprüchlein nach rückwärts lesen müsse. Wie oft er aber auch lesen und weiter zurücklesen mochte, Lurehales blickte nur um so wilder drein, seine Augen rollten wie Feuerräder in der dunkeln Nacht, und seine Zunge hing, wie ein gewaltiger Glühwurm, aus dem weit geöffneten Rachen, der dem Leben der armen Burschen auf einmal ein Ende machen zu wollen schien. Was war nun in dieser Noth zu thun? Auf die blanken Thaler und goldenen Füchse, deren Ton ihnen so süß in die Ohren geklungen, hatten sie längst schon verzichtet, aber selbst zu entfliehen getrauten sie sich nicht. Lurehales aber saß schweigend auf seinem goldenen Stuhle und schnitt immer wildere und grauenvollere Gesichter. Als nun ihre Angst auf das höchste gestiegen war, sieh da kam durch den stillen Wald ein frommer Pater daher gewandelt und ging auf sie zu. Inbrünstig flehten sie den frommen Mann an, sie in dieser Noth nicht zu verlassen. Anfangs wollte nun freilich der Pater von diesem schlimmen Handel nichts wissen; als die Burschen nicht zu bitten aufhörten, machte der Pater Ernst, fing an zu beten und wies den Schwarzen dorthin, woher er gekommen. Lurehales fuhr willig in den Schlund zurück, aus dem er herausgefahren war. Der schwere Sack aber mit den Thalern und Goldstücken blieb auf der Erde liegen, denn der Pater hatte seine Beschwörung schon so eingerichtet, daß Lurehales ihn nicht mitnehmen konnte.

Wie die drei Burschen sahen, daß der Teufel davongefahren sei, waren sie seelenfroh, dankten ihrem Helfer und ließen ihm den ganzen Sack allein, denn sie wollten vom »Teufelsgeld« gar nichts mehr wissen. —

Der Pater freute sich aber seines Fundes, und schleppte den vollen, schweren Sack mit Noth und Mühe in's Kloster. Dort ließ er von diesem Gelde gar schöne Bilder malen, die heute noch die Kirche zieren und die frommen Beter erbauen.

16.

Hennenpfösl.

(Verwandt mit Grimms Aschenputtel B. I. S. 136 und Bechsteins Aschenbrödel S. 332.)

Es ist schon lange her, da lebte einmal in einem prachtvollen Schlosse ein Graf mit seiner Frau und mehreren Kindern. Die Kinder waren den Aeltern so recht ins Herz hineingewachsen und bekamen alles, was sie nur wünschten. Nur die jüngste Tochter, die weit schöner war, als alle ihre Schwestern, konnten der Graf und die Gräfin nicht ausstehen und thaten ihr Leides an, wo sie nur konnten. Das that ihr nun recht wehe in ihrem Herzen, und sie weinte bei Nachtzeit die hellen Thränen auf ihr Bettlein. Wenn sie dann in der Frühe mit verweinten Augen vor ihren bösen Aeltern erschien, bekam sie Scheltworte und Schläge die schwere Menge. Das verdroß endlich das Mädchen so sehr, deß es beschloß die Heimat zu verlassen und bei fremden Leuten eine Unterkunft zu suchen. »Schlechter,« dachte es sich, »kann es mir nimmermehr gehen, als hier bei meinen Aeltern, denn weniger lieb haben kann mich niemand, als Vater und Mutter!«

Es ging also zu seinem Schranke, packte sich drei schöne Kleider in sein Bündel, ein grünes, ein rothes und ein weißes, legte sich ein kostbares Gewand an, und so machte es sich eiligst aus dem Staube.

Es war ihm recht wohl, als es einmal die unliebe Heimat eine gute Strecke hinter sich sah, und immer froher und flinker ging es seines Weges. Bald kam ein Bauernweib daher, das hatte ärmliche Kleider an, die alt und zerlumpt aussahen. »Wollt ihr nicht mit mir Gewand tauschen?« redete die Grafentochter das Bauernweib an. Dieses meinte, das schöne Mädchen sei leichtsinnig und wolle nur arme Leute zum Besten haben, schaute ihm daher ernst ins Angesicht und wollte frisch vorwärts gehen. Die Grafentochter aber betheuerte, daß es ihr voller Ernst sei, und da schlug das Bauernweib keinen Handel mehr aus, sondern gab seine Kleider her und legte sich das herrliche Gewand des schönen Mädchens an. Dieses hüllte sich nun in die ärmlichen Kleider des Bauernweibes und ging vergnügt wieder vorwärts.

Es dauerte nicht lange, da stand es vor einem steilen Felsen, von dem ein großes, großes Schloß ins Thal herabschaute. »Wer weiß,« dachte sich das Mädchen, »ob ich im Schlosse nicht zu etwas zu brauchen bin, wofür ich mein Brot verdienen kann?« Weil am Fuße des Felsens eine Höhle war, trug es sein Bündel in dieselbe, versteckte es dort und nachdem es so sein Hab und Gut aufgehoben hatte, stieg es wohlgemuth auf einem engen Pfade zum Schlosse hinauf. Es zog nun ganz leise an der Klinke und bald ging die Thüre auf und der Schloßvogt trat heraus. Dieser war ein gar

finsterer Mann, und fragte das Mädchen mit barschen Worten, was es wolle. Die Grafentochter, wie sie den finstern Mann sah und die barschen Worten hörte, wurde fast ein wenig verzagt und antwortete schüchtern: »Ich möchte einen Dienst bekommen; sind denn in dem Schlosse hier alle Plätze schon besetzt?«

»Wirst schon wieder abziehen müssen,« erwiderte der Vogt, »da stehen wir auf dich nimmer an, denn es ist alles schon besetzt. Aber richtig, das Hennenpfösl*) ist uns neulich durchgegangen und wenn du etwa an seine Stelle treten willst, kannst du meinetwegen hier bleiben.«

»Ei,« erwiederte das Mädchen mit Freude, »wenn ich nur einen Dienst bekomme, so will ich mirs nicht zu schlecht sein lassen, die Hähnchen und Hühnchen zu hüten und zu füttern.«

Nun wurde die Grafentochter in das Schloß gelassen und das Geflügel wurde ihrer Obsorge überlassen. Sie verrichtete fleißig ihre Arbeiten und war bei dem Gackern der Hennen viel fröhlicher als daheim bei den Scheltworten der Aeltern.

Der Besitzer des Schlosses war noch unverheirathet und dachte daran sich eine Braut zu wählen. Er veranstaltete daher einen glänzenden Ball, wozu er alle Herren, Frauen und Fräulein aus der ganzen Nachbarschaft einlud, und das schönste von allen Fräulein wollte er sich dann zur Frau

---

*) Hennenpfösl bedeutet in Passeier, wo das Märchen erzählt wird, Hennendirne.

nehmen. Wie nun der Tag des Festes herankam, da zogen viele Ritter und Grafen mit ihren Frauen und Töchtern in das Schloß. Da war ein Hin- und Wiedergehen in den Sälen, ein Glänzen und Glitzern an den Kleidern, daß einem Hören und Sehen verging. Bald begann die Musik, und wie das Hennenpfösl die Hörner und Trompeten hörte, da konnte es sich nimmer halten, sondern ging zum Pförtner und bat ihn um die Erlaubniß, nur auf einige Augenblicke in den Ballsaal treten zu dürfen. »Was denn etwa nicht noch?« erwiederte zornig der Pförtner, »so ein schmutziges Ding wird man zu den vornehmen Leuten in den Saal lassen. Bist du denn nicht gescheidter?«

»O ihr braucht euch meiner nicht zu schämen,« antwortete etwas schnippisch das Mädchen, »ich will mich schon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe, dann laßt ihr mich aber hinein, nicht wahr?«

»Ja nun, so sollst du halt deinen Vorwitz büßen und auf einen Augenblick hineinkommen.«

Das Hennenpfösl eilte nun freudig davon, putzte und reinigte sich, ordnete sich das goldgelbe Haar zu schönen Flechten und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle, wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete nun das Bündel und nahm das himmelblaue Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun stieg Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal. Eben fingen die Musikanten an zu einem neuen Tanze aufzuspielen und die Herren suchten sich neue Tänzerinnen. Wie

der Schloßbesitzer die Jungfrau im blauen Gewande eintreten sah, eilte er auf sie zu, denn sie war bei weitem die schönste unter allen Mädchen, die beim Balle zugegen waren. Er tanzte nun mit ihr und während des Tanzes schaute er ihr immer in die schönen blauen Augen, und er konnte sich nicht satt daran sehen. Aber kaum war dieser Tanz vorbei, so war die schöne Jungfrau schon zur Thüre hinausgeflogen, und niemand wußte zu sagen, wer oder woher sie sei. Das that dem Schloßherrn sehr wehe, und während des ganzen Balles konnte er nimmer fröhlich sein. Hennenpfösl aber war indeß wieder zur Höhle hinabgelaufen, hatte das himmelblaue Kleid ausgezogen und den armseligen Bauernkittel angethan und war so in die Burg zurückgekehrt.

Der Schloßherr dachte von nun an immer nur an die schöne Jungfrau im blauen Kleide und wie er dieselbe erfragen und zur Braut bekommen könnte. Er gab daher bald wieder einen glänzenden Ball in der Hoffnung, die schöne Jungfrau möchte auch dießmal erscheinen, und daß sie ihm nimmer entrinnen könne, gab er den Wächtern den Auftrag, niemandeu aus dem Schlosse zu lassen. Wie das Hennenpfösl die Tanzmusik hörte, da hatte es wieder keine Ruhe, sondern ging zum Pförtner und bat ihn um die Erlaubniß, auf einige Augenblicke in den Ballsaal treten zu dürfen. »Ihr braucht euch nicht zu schämen,« sagte es, »ich will mich schon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe.« Der Pförtner gab ihm die Erlaubniß und Hennenpfösl eilte freudig davon, putzte und reinigte sich, ordnete sich das goldgelbe Haar zu schönen Flechten und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle,

wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete sein Bündel und nahm das rosenrothe Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun lief Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal.

Wie der Schloßbesitzer die schöne Jungfrau eintreten sah, erkannte er sie sogleich wieder, eilte auf sie zu, nahm sie bei der Hand und führte sie zum Tanze. Kaum war der erste Tanz vorbei, so flog die schöne Jungfrau zur Thüre hinaus, unter die Wächter aber, die sie zurückhalten wollten, warf sie Geld aus, und während sie das Geld auflasen, war Hennenpfösl schon auf und davon und lief zur Höhle hinab. Hier zog es das rosenrothe Kleid aus, that sich den armseligen Bauernkittel an, und kehrte so in die Burg zurück.

Der Besitzer des Schlosses aber wurde mißgestimmt und traurig, weil ihm niemand sagen konnte, wer oder woher die schöne Jungfrau sei. Immer und immer dachte er nur an sie, und seine einzige Sorge war, wie er sie erfragen und zur Braut bekommen könnte. Er gab daher zum dritten Male einen glänzenden Ball, in der Hoffnung, die schöne Jungfrau möchte auch dießmal wieder erscheinen.

Wie das Hennenpfösl die Tanzmusik hörte, hatte es wieder keine Ruhe, sondern ging zum Pförtner, und bat ihn um die Erlaubniß, auf einige Augenblicke in den Ballsaal treten zu dürfen.

»Ihr braucht euch nicht zu schämen,« sagte es, »ich will mich schon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe.«

Der Pförtner gab ihr die Erlaubniß, und Hennenpfösl eilte freudig davon, putzte und reinigte sich, ordnete das goldgelbe Haar zu schönen Flechten, und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle, wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete sein Bündel, und nahm das weiße Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun stieg Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal. Wie der Schloßbesitzer die schöne Jungfrau sah, erkannte er sie sogleich wieder, eilte auf sie zu, nahm sie bei der Hand, und führte sie zum Tanze. Während des Tanzes steckte er ihr heimlich einen goldenen Ring an den Finger, als aber der erste Tanz vorbei war, flog die schöne Jungfrau zur Thüre hinaus, warf unter die Diener, die sie zurückhalten wollten, Geld aus, und während sie das Geld auflasen, war Hennenpfösl schon auf und davon und lief zur Höhle hinab. Hier zog es das weiße Gewand aus, that sich den armseligen Bauernkittel an, und kehrte in die Burg zurück.

Eines Tages befahl der Schloßherr seiner Köchin, auf Mittag Strauben zu kochen. Als die Köchin die Strauben buck, war Hennenpfösl gerade in der Küche und rührte einen Hennenkoch. Wie es das Schmalz in der Pfanne brodeln hörte, schaute es, was es gebe, und da es die Köchin Strauben backen sah, bat es dieselbe, sie möchte ihm doch erlauben eine einzige Straube für den Schloßherrn zu backen. Die Köchin wollte anfangs nicht »Ja« sagen, als aber Hennen-

pfösl nicht nachgab, so gab sie ihm endlich die Erlaubniß eine Straube zu backen.

Hennenpfösl ließ nun den Teig zu der Straube in das brodelnde Schmalz laufen, und als die Köchin einen Augenblick wegschaute, warf es auch den Ring, den ihm der Schloßherr an den Finger gesteckt hatte, in den Teig und buck ihn ein.

Mittags wurden die Strauben aufgetragen und der Schloßherr aß mit großem Appetit, denn es war seine Leibspeise. Als er die erste Straube gegessen hatte, nahm er die zweite heraus und dann die dritte, und wie er diese auseinanderriß, guckte ein Ring heraus. Er schaute das goldene Reiflein genau an und war wie vom Himmel gefallen, als er sah, daß es kein anderes sei, als jenes, welches er der schönen Jungfrau an den Finger gesteckt hatte. Augenblicklich ließ er die Köchin vor sich kommen, und fragte sie, wer die Strauben gebacken habe. Die Köchin aber wollte nicht sagen, daß sie das schmutzige Hennenpfösl ins Kochen hatte hineinpfuschen lassen, und behauptete kurzweg, sie selbst habe alle Strauben gebacken, vom ersten bis zum letzten. Der Schloßherr aber gab nicht nach und drohte ihr sogar mit Blut und Leben, wenn sie nicht bekennen würde, wer denn die Strauben gebacken habe. Sie gestand endlich ein, daß das Hennenpfösl nicht nachgegeben habe, und da habe sie ihm erlaubt, eine Straube zu backen.

Wie der Schloßherr das hörte, ließ er das Hennenpfösl rufen, dieses aber putzte sich recht hübsch auf und trat in das Zimmer. Auf den ersten Blick erkannte der Schloßherr im

Hennenpfösl die schöne Jungfrau, die im himmelblauen, dann im rosenrothen, dann im weißen Kleide zum Balle gekommen war, und um derenwillen er so viel Herzenspein hatte erdulden müssen. Er stand rasch von seinem Sitze auf, nahm die erröthende Jungfrau bei der Hand und sagte: »Du bist meine Braut!«

In wenigen Wochen wurde Hochzeit gehalten, und dabei wurde musicirt und getanzt und gegessen, daß es eine Art hatte.

17.

Der Krämer.

Ein Krämer war in die Stadt gegangen und wollte im Wirthshause, in dem er gewöhnlich ankehrte, eine Herberge finden. Allein da waren alle Zimmer schon besetzt und in der Schenkstube und auf den Gängen schwärmte es, wie in einem Bienenstocke. Der Wirth war, als er den Krämer sah, in der größten Verlegenheit, denn er wollte den alten Stammgast nicht aus dem Hause lassen und im Hause stand kein Fleck Boden mehr zu Gebote.

»Ja,« fing er an, »heute ist Alles so überfüllt, daß ich nicht weiß, wo ich Euch hinthun soll. Es ist kein Zimmer mehr leer, als Eines, aber in das mag ich euch nicht thun, weil es darin unheimlich ist.«

»Ach, was unheimlich! Wenn ich nur ein ordentliches Bett habe und einmal auf dem Ohr liege, weckt mich weder Geist noch Gespenst. Bettet mich nur in das Zimmer hinüber.« —

Dem Wirthe war nun ein Stein vom Herzen genommen. Er sagte es dem Hausmädl und es machte dem Krämer ein

Bett zurecht. Dieser saß aber in der Schenkstube bei seinem Seidel Etschläuderwein und war guter Dinge. Als aber das Pechmannl kam, *) nahm er das Licht und ging auf sein Zimmer. Dort legte er sich ins Bett und schlief, weil er müde war, bald ein. Er mochte etwa zwei Stunden geschlafen haben, als es vor der Thür plötzlich laut wurde und der Krämer in seinem süßen Schlafe gestört wurde. Er richtete sich im Bette nun auf und schaute auf die Thüre hin. Wie staunte er aber, als sich diese trotz des vorgeschobenen Riegels öffnete und ein altes Männchen mit einem langen grauen Barte ins Zimmer trat! Es ging zu einer Wand hin, zog aus seiner Tasche einen Schlüssel hervor und öffnete damit einen verborgenen Wandkasten. Im Kasten war ein Rasierzeug und dieses nahm das Männchen heraus, rieb Seife ins Wasser und winkte dann dem Krämer, er solle kommen. —

Den Krämer gruselte nun wohl ein bischen, er stieg aber dennoch aus dem Bette, zog sich die Hosen an und setzte sich auf den, vom Männchen ihm angewiesenen Sessel. Dann nahm das Männchen die Seife und das Wasser, seifte des Krämers Bart ein und als dieses geschehen war, nahm es das Scheermesser und barbierte den Krämer, daß auch kein einziges Härchen mehr am Gesichte sitzen blieb. Nun packte das Männchen das Zeug zusammen, blickte dann den Krämer traurig an und schickte sich zum Gehen an. —

Der Händler war aber ein gescheidter Mann und dachte sich, ich habe immer gehört, man solle Gleiches mit Gleichem

---

*) Als er schläfrig wurde.

vergelten. Er sagte nun zum Männchen, es solle sich setzen, und das Männchen willfahrte ihm. Dann packte er das Rasierzeug aus, nahm Seife und Wasser, seifte den langen, grauen Bart des Männchens ein und rasierte ihn so glatt, daß kein einziges Härchen mehr am Gesicht saß. Dann packte er das Zeug genau so, wie es früher war, zusammen und legte es auf den Tisch. —

Das Männchen war, als es sich barbiert sah, gar froh, lächelte und nickte dem Krämer zu, als ob es danken wollte. Dann schickte es sich zum Weggehen an, gab aber dem Krämer zuvor den Schlüssel zum Wandkasten.

Der Händler öffnete nun den Kasten und fand dort einen elend großen Schatz. Er war nun ein gar reicher Herr und wurde ein großer Kaufmann, wie man keinen zweiten im ganzen Lande fand.

18.

Starker Hansl.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Bauer und dieser hatte drei Söhne. Einer von diesen hieß Hans und war so stark, daß er Alles, was ihm in den Weg kam, zu Grunde richtete und deßhalb hieß er nur der starke Hansl. Der Vater konnte ihn nicht mit den zwei andern Söhnen aufs Feld hinausschicken, um dort das Vieh zu hüten, denn Hansl hätte die Heerde bis auf das letzte Stück zu Grunde gerichtet. Nur zu einem Dienste konnte man Hans verwenden: man brauchte ihn dazu, das Essen den Arbeitern aufs Feld hinauszutragen, aber auch das währte nicht ewige Zeiten. — Bald verwarf er im Uebermuthe das Essen, bald trug er es an das unrechte Ort, bald verzehrte er die für Andere bestimmten Speisen und kam, ohne ein Bischen Brot mit sich zu tragen, zu den hungernden Leuten auf den Acker. Einmal sollte er wieder das Essen auf die Wiese hinaus tragen, wo die Brüder »heuten.« Hansl nahm den Topf Speisen und trollte wohlgemuth mit weit aufgesperrtem Munde durch die Felder und Wiesen und wußte selbst nicht, was und woran er dachte.

Es dauerte aber nicht gar lange, da bekam er Hunger und setzte sich auf einen Stein, der am Wege stund und den Wanderern oft zu Rast diente. Hansl aß sich satt und als er den kleinen Rest der Speisen sah, meinte er, es wäre nicht der Mühe werth, ihn weiter zu tragen, und schüttete ihn den Geislein vor, die auf der Wiese neben dem Steige grasten oder lagen. Die Geislein machten sich ganz lustig über die seltene Kost her und aßen und käueten nach Herzenslust. Als aber Hansl die lieben Thierlein so munter käuen sah, glaubte er, sie spotteten seiner, wurde erboßt und schnitt in seinem Ingrimme jedem Geislein das halbe Maul fort. Hansl lachte, wie die armen Thiere so bluteten, und meinte schadenfroh: »ich hätt's euch wohl gemacht« und kehrte wieder heim.

Als Hansl zu Hause angekommen war, erzählte er seinem Vater mit der größten Freude, wie er's den bösen »Vichern« gemacht habe. Als der alte Vater dieß hörte, wurde er verzagt und wußte nicht, was er mit dem dummen, starken Hansl anfangen sollte. Endlich fiel ihm ein, er könnte den Buben wohl in den Wald schicken, bei den Bären und Wölfen würden demselben die »Flausen« schon vergehen. Gedacht, gethan.

»Hansl, jetzt kannst in den Wald hinaus gehen, Brügel aufladen und heimführen,« sagte der Vater.

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Hansl in die Schupfen, zog den großen Leiterwagen heraus, spannte die zwei Ochsen an und fuhr gegen den Wald. Im Walde lud er so viel Holz auf, als gehauen war. Als der Wagen ganz geladen war,

wollte er nach Hause fahren und trieb mit Hio, Hio und Peitschengeknalle die Ochsen zum Ziehen an. Die armen Zugthiere thaten ihr Möglichstes, griffen aus und zogen an —allein der Wagen war zu überladen und wich keine Handbreit von der Stelle.

Hansl war darüber zornig und erschlug beide Ochsen und band sie, daß sie alle Viere in die Höhe streckten, auf die Bäume, die nach Hause geführt werden sollten. Der Wagen war nun noch schwerer geladen und Niemand da, der ihn weiter gezogen hätte. Was hat nun Hansl gethan? Hansl ließ das Fuhrwerk stehen und ging tiefer in den Wald, wo die Bären hausten. Dort fing er einen stattlichen Brummelbären ein und führte ihn an einem Seile zum Wagen, spannte ihn vor und machte ihn ziehen. Weil aber die Last für den Bären allein zu schwer war, half er selbst dem Braun und so ging das Fuhrwerk seiner Wege und kam nach Hause.

Als der Vater das seltsame Gespann und die todten Ochsen sah, wußte er nicht, was er mit dem Buben anfangen sollte, um seiner los zu werden. Als Hansl abgeleert und den Bären ausgespannt hatte, ging er in die Stube und aß dort nach »Ungnaden.« Dem Vater war indeß ein Weg eingefallen, um sich von Hansl zu befreien, und er sagte zu ihm: »Hansl ich brauche ein Teufelshaar, morgen mußt du in die Hölle gehen und eines holen.«

»Warum nit?« meinte Hansl und ging in seine Kammer und schlief und schnarchte die ganze Nacht durch, denn das Tagewerk hatte ihn müde gemacht. —

Des andern Tages machte sich Hansl in aller Frühe auf den Weg zur Hölle. Wohlgemuth, als ob er aufs Mahd zöge, wanderte er bergab durch den dunkeln Wald und kam immer tiefer und tiefer. Er hatte schon eine ziemliche Strecke im Rücken, als ihm ein bärtiger Mann begegnete, der grün, wie ein Jäger, gekleidet war und zwei rothe Federn auf dem Hut hatte.

»Weß Weges, Landsmann, schon so frühe?« fragte der Fremde.

»Ja ich muß in die Hölle, um vom Teufel ein Haar zu holen,« erwiederte Hansl.

»Gerade recht, daß du mir begegnetest,« fuhr der Jäger fort. »Wenns nur das ist, brauchst nicht so weit zu gehen, denn ein Teufelshaar kann ich dir auch geben.«

»Das wäre mir gar gelegen, ich könnte dann früher nach Haus und die Füße hätten auch nichts dagegen,« meinte Hansl.

Der Jäger fuhr weiter: »Ich gebe dir ein Haar, aber wohlgemerkt! nur unter drei Bedingungen. Wenn du diese erfüllst, bekommst du das Haar, sonst bist du mit Kopf und Schopf mein!«

Hansl war mit dem Antrage einverstanden und freute sich, daß er so leichten Kaufes zum Teufelshaare kommen würde. —

Der Teufel holte nun unter einem Steine einen schweren, schweren eisernen Hammer hervor und sprach: »Ich werfe diesen Hammer bis zu den Wolken hinauf, du mußt ihn auch, aber noch höher werfen, sonst bist du mein.«

»Ja,« dachte Hansl, »das wird so ein Spaß sein.« —

Der Teufel warf nun und der Hammer flog und flog bis zu den Wolken hinauf und fiel erst dann wieder zurück.

Hansl schaute zu und als ers gesehen hatte, lachte er und dachte, das kann ich auch.

»Jetzt mußt du werfen,« sagte der Jäger.

»Warte nur ein Bischen,« antwortete Hansl, legte sich auf den Rücken und sah mit forschenden Blicken zum Himmel empor.

»Was schaust du so?« fragte neugierig der Jäger.

Hansl antwortete: »Ich muß zuvor schauen, daß ich wohl keinen Stern herunterwerfe,« und stand auf und wollte werfen, allein der Teufel erschrack und ließ ihn den Hammer nicht mehr schleudern.

Der Jäger holte nun ein riesiges Hüfthorn unb blies in dasselbe, daß es weitum hallte und von allen Felsen wieder gellte. Als er sein Blasestück abgelegt, wollte er das Horn dem Hansl reichen. Dieser hatte aber während der Jäger blies eine riesige Fichte entwurzelt und drehte sie zu einer »Wiede.«

»Was machst du da, Hansl?« fragte ihn der Jäger, als er dieses sah.

»Ich mache eine Wiede,« antwortete Hansl, »um sie ums Horn zu winden, »damit es nicht zerspringe, wenn ich aus Leibeskräften hineinblase.«

Der Jäger hatte daran genug und sich verrechnet. Er ließ ihn nicht blasen, sprach aber zum Hansl: »Du mußt nun doch in die Hölle und mit mir auf dem eisernen Ofen tanzen.«

Hansl war deß nicht unzufrieden, denn er schien die Hölle nicht ungern noch bei Lebzeiten zu sehen.

Beide wanderten anfangs durch Fichten- und Föhrenwälder und dann durch baumlose Schlüfte weiter. Als sie in der Hölle angekommen waren, ließ der Teufel den eisernen Ofen so einfeuern, daß derselbe glühend wurde und man es vor Hitze in seiner Nähe nicht aushalten konnte. — Als dem verkappten Jäger die Hitze groß genug schien, sprach er: »Nun gilts« und Hansl mußte die Schuhe ausziehen und mit dem Teufel auf dem glühenden Ofen tanzen. Der Jäger tanzte und der Hansl nicht minder und dieser schnalzte noch immer mit den Fingern und schrie: »Kalt, kalt!« —

Dem Teufel wurde der Tanz zu heiß, er stieg vom Ofen und als Hansl noch immer forttanzte, als ob er den Veitstanz hätte, und dabei vor Kälte zu »schnattern« schien, ward der Teufel des Handels überdrüssig, gab dem Hansl das versprochene Haar und jagte ihn zur Hölle hinaus, denn sonst, meinte er, brauchen wir unser Holz alles an einem Tage.

Der Hansl ging mit dem Teufelshaar seelenvergnügt nach Hause und brachte es seinem Vater. Dieser machte anfangs, als er seinen Buben sah, große Augen, war aber heimlich auf den Hansl und seine Stärke stolz. Nach dem Tode des Vaters erbte Hansl Haus und Hof und ward, weil er so stark war, von allen Leuten weit und breit gefürchtet.

19.

St. Petrus.

Als unser Herrgott noch auf Erden wandelte, ging er einmal durch ein schönes, weites Thal. Er war sonst allein, nur der heilige Petrus begleitete ihn. So wanderten sie den ganzen Vormittag; Christus sprach in Parabeln und der Apostel hörte zu. Als aber die Mittagsstunde gekommen war und es auf den Hütten zu Mittag läutete, da war dem St. Petrus die Aufmerksamkeit vergangen, denn die Magenuhr ließ ihm keine Ruhe mehr und der Hunger rief immer: Es ist Zeit zum Essen. —

Der liebe Heiland merkte bald, wo seinen Jünger der Schuh drückte, und sprach zu ihm: »Siehst du da drüben aus dem Kamin den Rauch aufsteigen? — Es dampft und raucht so stark, daß wohl etwas Besseres dort gekocht wird. Gehe hinüber und bitte die Bäurin für dich und mich um einen Kuchen, denn es hungert uns.« —

St. Petrus ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging zum Bauernhofe hin und fand die Bäurin gerade in der Küche, wo sie Kuchen buck. Sie war ein gar mildthätiges Weib und gab dem bittenden Apostel anstatt zweier Kuchen ihrer drei. —

Das gefiel dem Hungerigen und er dachte: »Den dritten kannst du für dich allein behalten.« Er nahm den dritten unter die Achsel und verbarg ihn.

So kehrte er nun zum göttlichen Meister, der auf einem Steine saß und seiner harrte, zurück und zeigte ihm die zwei Kuchen. Der Heiland wußte wohl um den dritten, den Petrus verborgen unter der Achsel hielt, verlor aber kein Wort darüber. Er nahm den einen Kuchen und den andern ließ er dem Petrus. So aßen sie nun und stillten sich den Hunger. Als sie aber die Kuchen verzehrt hatten, sprach der göttliche Lehrer: »Der himmlische Vater hat uns gespeist, wir wollen ihm nun auch danken und weil er heute mit uns besonders gut war, wollen wir mit ausgespannten Armen zu ihm beten.«

Christus kniete nun nieder, breitete seine Arme aus und betete. Und Petrus mußte es, weil es sein Meister that, auch thun. Wie er aber die Arme ausbreitete, fiel der verheimlichte Kuchen zu Boden. Da wurde der Apostel vor Scham feuerroth. Und so wird es auch dir gehen, mein Kind! wenn du Dinge verheimlichst und sie dann aufkommen.

20.

Die zwei Jäger.

Es waren einmal zwei verabschiedete Kaiserjäger, die in ihre Heimath zurückkehrten und verabredet hatten, immer bei einander zu bleiben und Alles redlich zu theilen. Der eine von ihnen war krumm, denn es war sein Fuß in einer Schlacht beschädigt worden. Der andere aber war ein gerader, flinker Bursche.

»Ha ich kann wohl vorausgehen, der krumme Schellunter wird mich wohl einholen, wenn ich im Walde übernachten werde,« dachte sich der Gerade, sagte es dem Kameraden, dem diesen Vorschlag ganz einging, und machte sich voraus. Er wanderte nun schnell und rasch seinen Weg und konnte bald seinen frühern Begleiter in der Ferne nicht mehr sehen. Als es Abend war und es schon zu dunkeln begann, war der Gerade auch müde und legte sich im Walde unter einer bebarteten, riesigen Fichte nieder, um dort die Nacht durch sich auszuruhen. Er war bald eingeschlafen und hatte schon ein gutes Stück geträumt, als er plötzlich — es war gerade Mitternacht — durch ein nie gehörtes furchtbares Geräusch aus seinem Schlummer aufgeschreckt wurde.

Der Jäger rieb sich den Schlaf aus den Augen, kehrte sich unwillig um und schaute zum Baume empor, auf dem er zu seinem Schrecken drei leibhaftige Teufel mit hellflackernden Pechfackeln sitzen sah. »Das ist kein Spaß mehr, mit den Teufeln die Nachtherberge theilen,« dachte sich anfangs der Erwachte; doch bald faßte er sich und harrte der Dinge, die da kommen würden. Er legte sich wieder auf ein Ohr und hielt sich mäuschenstill und horchte auf das, was die schwarzen Höllenwirthe auf den knarrenden Aesten droben sprachen.

»Was freut dich am meisten?« fragte ein Teufel den andern.

»Mich freut am meisten der Kaufmann, der die giftige Krankheit hat und dem Niemand zu helfen weiß. Der Kerl verzweifelt fast, weil er von seinem Gelde soll.«

»Und thät nichts mehr nützen?« fragte der Dritte.

»Pah,« antwortete der Befragte. »Wenn man ein giftiges Thier unter seine Bettstätte stellen würde, wäre ihm gleich geholfen. Allein dieses weiß Niemand und so muß der geitzige Filz vielleicht morgen schon in meinen Rachen.«

»Und was gefällt dir am Besten?« fragte dieser den Vorredner.

»Mir! — nun der Barbier, der schwer krank darnieder liegt und der vor dem Tode zappelt, wie ein Fisch am Angel. Der kommt mir nicht mehr aus und ist ein fetter Bissen.«

»Und wäre ihm nicht zu helfen?«

»Ja wohl. Aber die Leute wissen es nicht. In der »Ritsche« gerade vor dem Hause des Kranken sitzt eine Schildkröte. Wenn man diese mit einer Angel, deren Widerhacken goldene

Spitzen haben, fangen und den Kranken mit ihrem Fette auf der Brust schmieren würde, würde er gesund werden. Allein es hilft ihm Nichts, denn keine sterbliche Seele weiß dieses Mittel und der Fettwanst kommt dieser Tage noch in die höllische Küche. —

»Und was freut dich an meisten?« wandten sich die zwei Schwarzen an den dritten Gesellen.

»Das ist eine Frage,« antwortete mit grinsendem Lachen der dritte. »Was sollte mir einen größeren Spaß machen, als der tolle König, der noch vor Aerger und Zorn sich selbst verzehrt und ein königlicher Braten für unser einen wird? Da war ihm die alte Königsstadt zu schlecht und er mußte sich eine neue aus Gold und Marmor bauen. Die Stadt ist nun vollendet und er stolzirt durch die schönen breiten Gassen und staunt die herrlichen Paläste an — aber Eines hat er vergessen: in der ganzen Stadt ist kein Brunnen und Menschen und Thiere müssen erdürsten. Jetzt hat er deßhalb keine Rast und Ruhe und verzehrt sich im stillen Aerger und Niemand kann ihm helfen, wenn er auch dem Entdecker eines Wassers die Hand seiner Tochter und die Nachfolge auf dem Throne versprochen hat. Und es wäre so leicht zu helfen, du brauchtest nur den großen Stein auf dem Burgplatze von der Stelle zu heben und es springt Wasser, daß die halbe Stadt darin ersaufen könnte.« —

Die Teufel sprachen noch mancherlei, allein der Jäger hatte genug. Er merkte sich diese drei Dinge recht gut und hielt sich fein stille, daß kein Schwarzer seiner inne wurde. So dauerte es bis zum Morgen. Als es aber im Osten zu

dämmern und aus dem alten grauen Kloster im Thale drunten das Aveglöcklein zu klingen begann, löschten die drei ihre Fackeln, breiteten ihre Fledermausflügel aus und flogen mit wildem Flügelschlage von dannen. —

Als der Jäger dieses gesehen hatte, besann er sich auch nicht mehr lange, machte sich auf die Beine und wanderte lustig seines Weges dem Ausgange des Waldes zu. Er mochte zwei Stunden gegangen sein, als sich das Dickicht zu lichten begann und vor seinen Augen eine schöne Stadt lag. —

Die Stadt war aber dieselbe, in welcher der Kaufmann, von dem die Teufel gesprochen, auf dem Todtbette lag. Der Jäger hatte dieses bald erfahren und ging mit einer Viper, die er in einer Grube vor der Stadt gefunden hatte, in das stattliche Haus des reichen Kaufherren, wo es gar trübe und traurig aussah, weil der Herr dem Tode so nahe war.

»Wohnt nicht hier der kranke Kaufherr?» fragte der Jäger einen Bedienten, der mit einer vollen Schale an ihm vorüber eilte.

»Ja,« erwiderte mürrisch der Angesprochene. »Was willst du mit meinem Herren? Packe dich, du Bettlerhund! — Der Herr kann nicht mehr geben.«

»Helfen wollte ich ihm,« antwortete der Jäger.

»Was, du wolltest ihm helfen?« entgegnete der Diener. Alle Doctoren von »Weit und Breit« waren hier und konnten die Sache nicht anders machen, und du solltest?« —

»Ja ich will es, weil ich es kann,« sprach mit Entschiedenheit der Jäger.

»Nun,« dachte sich Johann, »wenn es nicht hilft, schadet es doch nicht,« und nickte dem Soldaten zu folgen. —

Dieser stieg die Stiegen empor in das Zimmer des Kaufmanns, der todesschwach dahinlag, nahm die Viper und legte sie unter die Bettstätte des Kranken. Die Anwesenden rümpften über dieses Vorgehen nur die Nase und lächelten hämisch; allein kaum war das giftige Thier unter der Bettstätte, als der Kranke seine Augen aufschlug, ganz gesund um sich blickte und nach seinem Heiler fragte.

Erstaunt blickten die Umstehenden auf den Jäger und der Kaufmann dankte ihm und versprach ihm reichen Lohn. Abends noch stieg der früher Todtkranke aus seinem Lager und scherzte und lachte mit seinem Retter und wollte, dieser sollte immer bei ihm bleiben.

Der Jäger sprach aber, es sei ihm dieses nicht möglich. Es warte ein sterbenskranker Barbier seiner in der nächsten Stadt und wenn er diesen nicht am folgenden Tage sehen und heilen könnte, wäre es um den Kranken geschehen.

Der Kaufmann hielt nun seinen Retter nicht länger zurück und ließ ihn am nächsten Morgen weiter ziehen. Ehe der Jäger aber weiter wanderte, belohnte ihn der Kaufmann ritterlich, und so war der früher Arme ein wohlhabender Mann.

Der Wunderdoctor wanderte nun weiter und kam schon Mittags in die Stadt, wo der Barbier wohnte. Es war ihm nicht schwer, die Wohnung des Kranken ausfindig zu machen, denn der steinreiche Barbier war allbekannt und die Stadt nicht groß. Als er zum schwer Kranken gekommen war,

versprach er ihm Rettung und Genesung, wenn er nur erst eine Angel mit goldenen Widerhacken haben würde. Gesagt, gethan. Des Kranken Frau ließ gleich einen Goldschmied rufen und dieser mußte die besagte Angel verfertigen.

Kaum hatte der Jäger die Angel, als er vor das Haus zur »Ritsche« hinunterging, dort den steinernen Deckel weghob und die Schildkröte, die dort saß und gleich an die goldene Angel anbiß, herauszog.

Der Jäger that nun, wie der Teufel gesagt, er schnitt der Schildkröte das Fett aus dem Leibe, schmierte damit den Kranken ein — und der todtkranke Barbier ward auf der Stelle gesund.

Der gerettete Barbier wollte den Wunderdoktor bei sich behalten und ihn nicht weiter ziehen lassen. Der Jäger ließ sich aber nicht zurückhalten, erhielt vom Barbier großen Lohn und zog am andern Tage weiter, bis er zur großen, schönen Königsstadt kam.

In der großen Königsstadt war Alles herrlich hergebaut, Kirchen, Paläste und Häuser entzückten durch ihre Pracht das Auge des Beschauers, aber es gebrach an Einem, — am Wasser. In der ganzen großen Stadt plätscherte kein Brunnen, in allen den schönen Gärten stieg keine stolze Wassersäule. Das Wasser, das man zum Trinken, Kochen und Waschen brauchte, mußte in großen Fässern aus weiter Ferne herbeigeführt werden. Der König hatte schon Alles aufgeboten, um diesem Mangel zu steuern, allein Alles half so viel als leeres Stroh dreschen. Am Ende war er auf den Gedanken gekommen, die Hand seiner einzigen Tochter demjenigen, der ein Wasser

entdecken würde, zu versprechen. Allein auch dieses war umsonst.

Nun grämte sich der König Tag und Nacht, denn seine neugebaute Stadt, die sein Stolz war, entvölkerte sich mehr und mehr, weil Niemand in dem wasserlosen Gebiete wohnen wollte.

Als der Jäger in die Stadt gekommen war, ließ er sich gleich beim Könige anmelden, der wieder heiter wurde, als er vom Ankömmlinge und dessen Vorhaben hörte. Der König ließ den Fremden gleich vor sich und nahm ihn recht freundlich auf und versprach ihm die Hand seiner Tochter, wenn er der Stadt einen Brunnen schaffen würde. —

Der Jäger ließ sich das nicht zwei Mal sagen und ging hinunter auf den Burgplatz und wälzte den Stein, der sich dort fand, von der Stelle. Und sieh! Es begann darunter zu quillen und zu sprudeln und das klarste Wasser perlte empor und wallte dichter und dichter, so daß ein tüchtiger Quell nun auf dem Stadtplatze sprudelte. —

Der König stand droben auf dem Söller und als er dieses sah, war er fast außer sich vor Freude und eilte dem Brunnenfinder entgegen und drückte ihn in Lust und Liebe an sein Herz. Und als er ihn so freundlich empfangen und ihm gedankt hatte, führte er ihn in die Gemächer, wo seine Tochter wohnte, und stellte ihr ihren Bräutigam vor. Der Jäger war ein schmucker Bursche und gefiel der Princeß so, daß sie am schönen Manne ihre Freude hatte.

Der König ließ seine Herolde rufen und sandte sie durch alle Gassen und Straßen, um die Hochzeit seiner Tochter dem

Volke kundzuthun und den Jäger als Mitregenten auszurufen. Die Herolde zogen mit ihren Posaunen aus und wo sie hinkamen, herrschte die tollste Freude und in der ganzen Stadt wurde ein großes Fest gefeiert, von dem die Einwohner jetzt noch zu erzählen wissen. —

Der Jäger und die schöne Königstochter hatten noch am selben Tage Hochzeit im goldenen Thronsaale und da herrschte eine solche Pracht, daß kein Auge sich satt sehen konnte. Da floß der Wein aus silbernen Bronnen und die köstlichsten Braten wuchsen wie aus der Erde. Das gekrönte Brautpaar saß ganz selig auf dem Throne droben und als das Mahl geendet war, begann es den Tanz so leicht und fein, daß man sie für Elfen gehalten hätte. Das Fest dauerte bis morgens und dann ging man freudig und froh auseinander.

Der Jäger war nun König und hatte die schönste Frau weitum in allen Landen und lebte geliebt und glücklich. —

Alle Morgen ging er im großen, schönen Garten spazieren und da durfte kommen wer wollte und ihm sein Anliegen vortragen. Eines Tages ging der junge König wiederum spazieren und da kam zu ihm ein Bettler, der krumm war, und bat ihn um ein Almosen. Der König gab ihm einen neuen funkelnden Thaler und der Krumme hinkte danksagend von dannen. —

Der König ging auch seine Wege und dachte nicht weiter des Bettlers, dem er den Thaler gegeben.

Nach zwei Tagen, als der König wieder lustwandelte, kam der Bettler wieder und bat um einen Liebespfennig.

»Hast du nicht erst neulich einen Thaler bekommen? Und heute kommst du schon wieder,« fragte barsch der König.

»Ja wol, Herr König!« erwiderte der Angefahrene, »allein ich habe den ganzen Thaler bei Putz und Stiel verbraucht und habe doch versprochen mit meinem Kameraden das Erworbene treu und redlich zu theilen. Deßwegen muß ich noch um einen Thaler bitten, der wird aber dem Kameraden aufbehalten.« —

Der König war über diese Rede des Bettlers nachdenkend geworden, denn ihm kam die Stimme desselben so bekannt vor und die Züge desselben mahnten ihn immer deutlicher an seinen verlornen Gefährten.

»Und wo weilt dein Kamerad?« forschte sinnend der König.

»Ja das weiß ich selbst nicht,« entgegnete der Befragte. »Er ist mir einmal vorausgegangen in den Wald und seitdem konnte ich kein Sterbenswörtchen mehr von ihm erfahren, aber was ich mit ihm ausgemacht, das halte ich redlich und lege ihm die Hälfte des Erhaltenen treu bei Seite.« —

Der König hatte sich nicht getäuscht. Er hatte seinen einstigen treuen Gefährten bei sich, breitete seine Arme aus und schlang sie um den Hals des Wiedergefundenen. »Du hast mich ja gefunden, treue Seele,« rief er bewegt und küßte ihn dreimal auf den Mund.

Der Bettler konnte sich erst allmälig in die überraschende Wirklichkeit hineinfinden und konnte nicht Fragen genug an seinen Genossen, der nun König war, stellen. Der König führte ihn aber in seine Burg, schenkte ihm dort schöne

Kleider und gab ein Freudenmahl zu Ehren des Wiedergefundenen und das dauerte bis spät in die Nacht. —

Als am andern Tage König und Soldat wieder im Garten lustwandelten, sprach der König: »Du mußt nun bis zu deinem Ende bei mir bleiben und sollst gar gut aufgehoben sein. Ich mache dich zu meinem Rathe und mit der Zeit zu einem Fürsten.« —

»Na, was ausgemacht ist, dabei bleibts,« antwortete der andere. »Wir haben uns verabredet Alles zu theilen, und so mußt du auch den Thron mit mir theilen.« —

»Daraus wird Nichts,« sagte der König. »Willst du bei mir bleiben, ist es gut und recht, aber einen Thron mußt du anderswo suchen.«

»Dann geh ich weiter, allein zuvor möcht ich wissen, wo du die Krone gefunden hast,« sprach der Freund.

»Ja das kannst wohl wissen,« gab der König zur Antwort und erzählte ihm Alles, was ihm seit ihrem Abschiede begegnet war, und beschrieb ihm auch den Teufelsbaum im Walde.

»Jetzt weiß ich schon genug,« schloß der Jäger. »Ich will auch hingehen und mein Glück versuchen.«

Der König wollte seinen Freund von seinem Vorhaben abbringen, allein all sein Reden fruchtete Nichts.

Der Jäger verabschiedete sich und wanderte rüstig weiter, bis er nach sieben Tagen in den Wald und zu dem Baume kam. Es war schon Abend und die Vögelchen setzten sich auf die Zweige und Aeste, um zu schlafen, und ließen ihr Lied verstummen, als er auch beim Baume sich ins Moos legte

und lauerte. Er lag schon viele Stunden, als es endlich zwölf Uhr schlug und ein feuerrother Streifen am schwarzen Himmel sichtbar wurde. Der Streifen wurde lichter und lichter und endlich saßen wieder die drei Teufel leibhaftig auf der alten bärtigen Fichte.

Schon glaubte der Lauscher, nun werde er den Weg zu seinem künftigen Glücke erfahren, als der älteste Teufel fragte:

„Ist kein Horcher an der Wand,
Der uns stiehlt Seelen und Land?" —

Hu, Hu, Hu! schwirrten alle drei Teufel mit ihren Fledermausflügeln und Pechlichtern auf und umflogen den Baum und beschauten ihn von der Wurzel bis zum Wipfel. Und als sie zum Boden herabgekommen, fanden sie den lauschenden Jäger, nahmen ihn und zerrissen ihn in drei Theile und flogen dann jubelnd durch die Lüfte von dannen, denn sie glaubten, sie hätten den Lumpen, der sie um Kaufmann, Barbier und König gebracht hätte, nun endlich ertappt und sich an ihm gerächt. —

21.

Der Meßnersohn.

(Verwandt mit Grimms „Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen," B. I. S. 17.)

Es war einmal ein Meßnersohn, dem beide Aeltern gestorben waren und der nur eine einzige Schwester hatte. Er hieß Hans und war ein gar kecker und furchtloser Bursche, so daß er sich weder vor den Menschen noch vor den Geistern fürchtete. Nachts ging er nie nach Hause und ins Bett, sondern blieb auf dem Freithofe und schlief auf den Gräbern, die mit Schmehlen reich überwachsen waren, und wenn der Mond ihm recht blaß ins Gesicht schien, oder die schwarzen Wolken am Himmel wild dahinjagten und der Wind an den Todtenkreuzen recht rüttelte und schüttelte, wurde dem Hans erst wohl und er meinte, es könnte gar keine schönere Nacht mehr geben. Die Schwester sah dieses Treiben ihres Bruders ungern und bat ihn oft, er möchte doch nach Hause und ins warme Bett gehen und nicht immer bei den Todten schlafen, denn sonst könnte es ihm einmal übel gehen. Allein diese Reden schlugen an taube Ohren. Hans ließ sich Nichts einreden und übernachtete auf seinen Gräbern.

»Warte nur,« dachte sich da die Schwester, »wenn du den Worten nicht folgest, will ich dich zu fürchten machen.« Gedacht, gethan.

Als er wieder nachtete, ging die Schwester in ihre Kammer, hüllte sich in ein windelweißes Leintuch und schlich sich auf den Gottesacker. Dort stellte sie sich zur Thränenweide, unter der Hans gewöhnlich schlief. Sie wartete lange, bis endlich der Bruder kam, und glaubte, er würde sich nun fürchten. Hans hatte aber das Gruseln nie gelernt, besann sich nicht lange, nahm seinen Knittel auf und schlug den Geist maustodt. — Alsdann schaute er, was das für ein Geist gewesen sei, und fand, o Schrecken! seine liebe einzige Schwester leblos und blutbefleckt zu seinen Füßen liegen. Er wußte sich nun weder Trost noch Rath und sah sich schon auf dem Rade. Der Boden brannte ihm unter den Füßen und er beschloß in die weite Welt zu wandern, um dem Gerichte und wo möglich dem Gewissen zu entrinnen. — Er machte sich noch in derselben Stunde auf und ging ohne zu rasten und ohne nur einmal rückwärts zu schauen, bis am andern Tage die Nacht herandunkelte und Alles ins Schweigen und Träumen wiegte. — Da war Hans hungrig und müde und er ging in ein Wirthshaus, das am Wege stand und gar herrlich beleuchtet war.

Hans kam aber zu spät. Das Gasthaus wimmelte schon von Gästen und es war kein Bett und kein Fleck mehr zu haben.

»Hier ist kein Platz mehr,« sprach der Wirth, »das Haus ist vollgestopft wie eine magere Wurst. Hier kannst du keine Herberge mehr finden.«

»Ist hier in der Nähe auch nirgends ein Nachtlager zu haben?« forschte der Ermüdete.

»Nein,« antwortete der Befragte, »es steht mein Wirthshaus hier mutterseelenallein. Da drüben das Schloß wäre wohl ganz leer und du hättest darin Platz genug — allein ich will es früher sagen — es geistert in den Sälen. Schon Mancher ließ es sich nicht wehren und schlief drüben, allein morgens fand man noch Jeden todt.«

»Pah was geistern!« fiel Hans dem Wirth in die Rede, »die Geister scheeren mich nicht. Will 'mal sehen, was die da drüben treiben.« Er ließ sich vom Wirthe nun eine Flasche Wein, einen Weck Brot, ein Spiel Karten geben und verlangte aufs Geisterschloß zu gehen.

Der Wirth trug ihm zwei Lichter voran, führte ihn in ein schönes, hohes, aber etwas alterthümliches Zimmer, stellte dort den Armleuchter auf den Tisch und ging wieder fort.

Hans war nun allein und ganz guter Dinge, er trank und aß und spielte für sich, gab aber immer die Karten für zwei Spieler aus und spielte auch für den Abwesenden. So ging es bis zwölf Uhr. Als es auf dem Thurme der Schloßkapelle mit dumpfen Klängen zwölf Uhr schlug, klopfte es stark an die Thüre des Zimmers.

„Herein, was Hosen sein,
Weiber sollen draußen bleiben,“

rief Hans mit starker Stimme.

Kaum hatte er dieses gesagt, so öffnete sich die Thüre und ein weißer Geist trat ein und verneigte sich vor dem Spieler. Als Hans dieses sah, stand er voll Freuden auf,

bot dem Fremdling einen Sitz an und lud ihn ein mitzuspielen. Der Geist nickte stillschweigend und spielte ohne ein Wort zu verlieren. —

So hatten sie einige Zeit gespielt, da klopfte es wieder an der Thüre.

„Herein, was Hosen sein,
Weiber sollen draußen bleiben,“

antwortete Hans. Auf diese Worte öffnete sich die Thüre und es kam wieder ein Geist und trug einen schweren, schweren Sack auf der rechten Achsel. Schweigend winkte der Ankömmling dem Hans, er möchte ihm doch »abhelfen.« — Der Meßnersohn sprach aber: »I hab dir nit aufgeholfen, i hilf dir a nit ab.« —

Trotzig warf nun der Geist den schweren Sack auf die Erde, daß die Dielen zitterten und die Wände bebten. Hans verzog zum bösen Spiele keine Miene und wartete neugierig der Dinge, die da kommen würden. Der zweite Geist setzte sich nun auch zum Tische und spielte mit den Zweien.

Nachdem er einige Zeit lang gespielt hatte, stand er auf und winkte dem Hans wieder, er möchte ihm den Sack aufhelfen. —

Der gute Hans gab ihm aber wieder zur Antwort: »I hab dir nit abgeholfen, i hilf dir a nit auf.« — Da winkte der Geist wieder, Hans solle ihm das Geld, das im Sacke war, zählen helfen. Hans machte es aber wie früher und sagte: »I hab's nit hinein gezählt, i zähl's nit heraus.« —

Wie Hans das gesagt hatte, waren die Geister erlöst,

übergaben ihm das Geld und das Schloß und verschwanden wie der Rauch bei heiterem Himmel. —

Hans war nun ein reicher Mann und legte sich froh und glücklich aufs Bett und schnarchte bis zum späten Morgen.

Als die Morgensonne schon in das Thal gekommen und die Vögel ihr Morgenlied sangen, dachte sich der Wirth »ich muß doch sehen, wie's dem Burschen im Schlosse geht,« und ging hinüber im festen Wahne, ihn todt zu finden. Wie groß war aber das Staunen, als er den Hans frisch und gesund im Bette fand und ihm dieser die ganze Geschichte der verflossenen Nacht erzählte.

Hans war nun reich, wie ein Fürst, und wohnte einige Jahre auf dem Schlosse, das er sich stattlich herbauen ließ. Endlich wurde ihm dieses einsame Leben da droben zu langweilig und er beschloß weiter zu wandern und die Welt anzuschauen. Er schaute sich um ein stolzes Reitpferd und um schöne Kleider und ritt nun in die Ferne. —

Eines Abends kam er auf seinen Wanderzügen in eine große, prächtige Stadt, in der ein König wohnte. Es war aber in den weiten Gassen und in den schönen Pallästen gar öde und traurig, denn nirgends wurde gelacht oder gesungen und die Leute gingen herum mit gar trüben und ernsten Gesichtern. Ritter Hans fragte um die Ursache dieser allgemeinen Trauer und hörte, die Königstochter müsse heute dem Drachen vorgeworfen werden. —

Hans war, als er dieses erfahren hatte, nicht faul, ging zum Könige und fragte ihn, was er ihm geben wollte, wenn er seine Tochter befreien würde.

»Meine Tochter selbst!« rief freudig der König, dem ein unerwarteter Hoffnungsstrahl, daß seine wunderschöne Tochter vielleicht noch gerettet werden könnte, durchs betrübte Herz zuckte. —

Hans war mit dem Preise einverstanden, machte tödtliche Knödel und ging zur Höhle des Drachen. Dort warf er sie dem Ungethüm zu und dem Wurm schmeckte die süße Kost so, daß er aß und aß, bis er todt zusammenstürzte. —

Hans eilte nun zum Könige, brachte ihm die Drachenzunge und wurde wie ein Sohn vom alten Herrscher aufgenommen und umarmt. Er hätte nun die Königstochter heirathen und mit sich nehmen gesollt, allein er sprach: »Ich will mich noch in der Welt umsehen und wenn ich nach einem Jahre wieder komme, werde ich die schöne Princeß zum Altare führen.«

Hans kehrte nun wieder auf sein Schloß zurück und baute und ordnete dort, oder ging auf die Birsche und jagte in den Wäldern Hirsche und Rehe. Es gingen Tage und Wochen vorbei, und dem Hans gefiel das Leben und Treiben so wohl, daß er die Königstochter fast vergaß. Das Jahr war fast zu Ende, da dachte er sich: »Ich muß doch mein Wort halten und die Braut holen« und machte sich auf den Weg zur Königsstadt. Als er in die Stadt kam, sah er in allen Ecken und Enden nur fröhliche Gesichter und überall waren Bereitungen zu großen Festlichkeiten getroffen. Hans konnte sich das Alles nicht erklären und fragte einen, der ihm begegnete, was das Alles zu bedeuten hätte. —

»Ja,« ward ihm erwidert, »die Königstochter hat Hochzeit und deßhalb triumphirt Alles so.« —

»Die Königstochter Hochzeit!« sprach Hans stille bei sich, »wenn dem so wäre, müßte ich doch auch Etwas davon wissen,« und wollte in die Burg und zum Könige.

Wie der König den Retter seiner Tochter sah, von dem er dreihundertfünfundsechzig Tage kein Wörtchen mehr gehört hatte, stand er ganz »verdutzt« und wie versteinert da.

Hans konnte an den Mienen des Königs lesen, daß er hier zu spät gekommen sei, und sagte zum Könige, er wolle seine Ansprüche auf die Princeß fahren lassen, wenn er ihm viel Geld geben würde.

Der König war über diesen Antrag ganz getröstet und gab ihm so viel Gold, daß es Hans fast nicht fortbringen konnte. Der Meßnersohn kehrte nun in sein Schloß zurück und war der Reichste im ganzen Lande.

22.

Müllers Töchterlein.

(Verwandt mit dem „Räuberbräutigam“ Grimms Samml. B. I, S. 48.)

Des Müllers Töchterlein war ein keckes Mädchen und hätte es wohl auch mit Männern aufgenommen. Einmal mußte es, während die andern Bewohner in der entlegenen Kirche waren, im einsamen Häuschen zurückbleiben, um es zu hüten. Das Mädchen sperrte sich brav ein und weil ihm das Alleinsein so langweilig vorkam, wartete es mit Sehnsucht auf die Ankunft der Uebrigen, die doch nicht lange mehr ausbleiben könnten. Wie sie so durchs Fenster sah, und auf die Kirchgänger harrte, sah es von Weitem drei wilde Männer daherkommen, die gar verdächtig aussahen. Die Männer gingen gerade auf das Müllerhaus zu, als ob es sich so »gehörte,« besichtigten Alles und Jedes und klopften endlich an die Hausthüre.

Der Maria, so hieß das Mädchen, gefiel der ganze Handel nicht und es hätte sie beinahe gegruselt, doch bald hatte sie sich gefaßt, hielt sich mausstille und öffnete nicht. Da fiel ihr ein, daß auch aus dem Keller eine Hinterthüre auf die

Straße führe und daß in derselben ein großes Lugloch sei. Gleich vermuthete sie, die drei wilden Männer könnten dort hereinkommen, holte sich ein Beil und ging in den Keller hinunter. Sie war noch nicht lange auf der Lauer, als Einer von den Dreien das Schieberl bei Seite schob und durch die Oeffnung hereinzukriechen versuchte. Maria, die stramm hinter der Thüre sich verbarg, war nicht faul und hieb mit Einem Streiche dem Einbrechenden den Kopf ab, daß er weit von dannen kugelte, packte dann gleich den Rumpf und zog ihn zu sich herein. —

Wie der Erste so durch die Lucke hinein verschwunden war, glaubten die beiden Andern, es sei dem Ersten gelungen in den Keller zu steigen, und der Zweite machte sich an die Reihe. Er steckte seinen Kopf durchs Loch hinein, und die kecke Maria stand hinter der Thüre bereit und machte es ihm wie dem Ersten.

Der dritte wollte auch hinein, allein Maria war dieses Mal zu voreilig, denn kaum hatte sein Kopf zum Loche hineingeguckt, als sie mit dem Beile losschlug und ihm nur eine kleine Wunde beibrachte. Er zog rasch den Kopf zurück und wußte nun, wie es seinen zwei Kameraden ergangen sei. Ohne zu säumen eilte er mit blutigem Kopfe zu seinen Kameraden, den Räubern, in den Wald zurück und ließ sich dort die Wunde heilen. —

Maria war nach diesem Besuche nicht mehr lange allein, denn bald war der Gottesdienst geendet und die Kirchgänger kamen nach Hause. Mit pochendem Herzen und doch mit Freude eilte sie ihnen entgegen und erzählte »ihren Leuten«

das, was sich zugetragen hatte. Alle verwunderten sich über die Geistesgegenwart des Mädchens und konnten seine That nicht genug loben. Die zwei erschlagenen Räuber wurden dann dem Gerichte ausgeliefert und unter dem Galgen begraben. —

Die Felder waren seit dieser Begebenheit zweimal fahl und wieder grün geworden, als eines Morgens ein schmucker Müllergeselle in die Mühle kam und sich dort um einen Dienst erkundigte. Dem Meister gefiel der »wachse« Bursche, und er nahm ihn als Gesellen an. Der neue Müller arbeitete sehr fleißig und hatte sich bald das Zutrauen und die Liebe aller Bewohner der Mühle erworben. Man hatte vor ihm kein Hehl und alle Geheimnisse und Geschichten der Mühle somit auch die That der Tochter wurden ihm, wenn nicht heute, doch morgen mitgetheilt. Maria selbst erzählte ihm von jenem Besuche öfters mit der größten Freude und nur, wenn sie vom Dritten zu sprechen kam, unterdrückte sie eine gewisse Furcht und Angst nie ganz: »den, der mir so durchkam, fürchte ich noch immer,« gestand sie öfters. Der Geselle lächelte dann und schob dann auch zuweilen das rothe Häubchen, das nie von seinem Kopfe kam, etwas in die Runde. Oft erzählte er auch, was er für ein reicher Müllerssohn sei und wie viele Gründe sein Vater besitze. Maria glaubte Alles und gewann nach und nach den Gesellen so lieb, daß er ihr über Alles ging, und er behauptete auch, daß er die Maria recht lieb habe.

Es dauerte nicht lange mehr und er hielt beim Müller um die Hand der Tochter an, die ihm der alte Meister nicht

versagte. Einige Tage vor der Trauung wollte er seine Braut auf »den Bschau« führen, und ihre Aeltern hatten Nichts dagegen einzuwenden. Der Geselle führte die liebe Maria nun eines Tages weiter, und sie war voll Freude, daß sie ihre künftige Heimath bald sehen solle. —

Der Weg führte sie durch einen Wald. Wilde Rosenhecken, riesige Farrenblätter und altersgraue Tannen standen nur in dieser Wildniß, sonst sah man Nichts und keines Menschen Tritt oder Stimme schlug an das Ohr der Wanderer. Wie sie so einsam, allen Menschen ferne, durchs Dickicht wanderten, stand der Geselle plötzlich stille, maß das Mädchen mit wildem Blicke, zog das rothe Häubchen ab und fragte: »Kennst du dieses Zeichen?« Dabei deutete er auf die Schramme, die ganz jener glich, die sie dem wilden Manne beigebracht hatte. —

»Jesus Maria!« entfuhr der Kehle der armen bleichen Dirne, die vor Schrecken fast zusammensank.

»Zwei meiner Kameraden hast du getödtet und gegen mich hattest du schon das Beil erhoben, dafür soll dir der Tod nicht ausbleiben,« fuhr ihr Begleiter weiter.

Maria flehte und weinte, allein es half Alles nicht und er schleppte und zerrte sie weiter, wie ein Thier, das man zur Schlachtbank führt.

Sie waren nicht mehr lange gegangen, als der Räuber bei einem Hause Halt machte. Wie sie nun dort standen, stürzten viele, viele wilde Kerle aus der Thür, bewillkommten ihn und fragten, ob die es sei. Er nickte Ja und Alle frohlockten und führten das Paar in die Stube, in der ein großer,

großer Ofen stand. Der »Häuserin« wurde nun befohlen, recht stark einzuheitzen, denn man wolle einen guten Braten bereiten.

Die Wirthschäfterin feuerte nun ein und dann brachte sie den polternden Räubern Wein und Gesottenes und Gebratenes, an dem sich die bärtigen Waldmenschen gütlich thaten. Maria hängten sie aber beim heißen Ofen an und lachten, wenn sie sich vor Hitze wie ein Wurm krümmte und bog. Schon glaubte sie vor Hitze vergehen zu müssen, als ein Bote mit der Nachricht kam, daß im Walde Kaufleute sich verirrt hätten. — Wie auf einen Zauberschlag standen nun alle auf, stürzten die Gläser aus und eilten aus der Stube. —

Die alte Häuserin und die geängstigte Maria waren nun allein zu Hause. Da bat des Müllers Töchterlein die Alte, sie solle ihr doch zur Flucht behilflich sein, sie würde ihr dafür ewig dankbar sein, und Thränen, so hell und klar, wie der Morgenthau, kugelten über die rothen feinen Wangen des Mädchens so zahlreich, daß eine die andere schlug. —

Die Alte erbarmte sich endlich des jungen Blutes, band Marien los und eilte mit ihr fort, denn wäre sie allein zurückgeblieben, so wäre es um sie geschehen gewesen.

Häuserin und Müllers Töchterlein gingen nun stille durch den Wald, um dem Tode zu entrinnen und das Freie zu suchen. Sie hatten aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie die Räuber von Ferne daherkommen und lärmen hörten. Was war nun zu thun, wenn nicht beide dem Tode in den Rachen laufen wollten? Maria war gleich entschlossen, sie sah in der Nähe einen großen, hohen Baum

und den kletterte sie, so behend und leicht, wie ein Eichhorn, hinan. Die Räuberwirthschäfterin war auch nicht faul und folgte ihrer Vorgeherin, und so schwebten beide auf den schwanken Aesten droben, die sich unter ihnen auf und nieder bogen. Indessen waren die zweiundzwanzig Räuber bis zum Baume gekommen, ließen sich am Fuße desselben nieder und hielten Rast. Zur Kurzweile verabredeten sie, wie sie des Müllers Tochter im Ofen braten werden. —

Die beiden Gäste auf dem Baume droben hörten jede Silbe und geriethen in eine so große Furcht, daß der Angstschweiß vom Baume niedertropfte. —

Als die Räuber dieß Tropfenfallen merkten, fürchteten sie einen nahenden Regen, griffen hastig nach ihren Waffen und eilten spornstreichs nach Hause. —

Kaum hatten die beiden Flüchtigen dieses gesehen, als sie eiligst herunterstiegen und ohne jemals umzusehen durch den Wald eilten, bis sie die Lichtung erreicht hatten. Auch dort rasteten sie noch nicht, sondern eilten dem nächstgelegenen Dorfe zu, in dem Bekannte der Maria wohnten. Zu diesen nahmen sie ihre Zuflucht und erzählten ihnen Alles. Die Sache wurde nun im Dorfe gleich laut, die Bewohner desselben schaarten sich zusammen und eilten bewaffnet dem Waldhause zu. Sie fanden die Räuber alle beisammen und brachten sie bis auf den letzten um.

Maria kam aber mit ihrer Begleiterin noch am nämlichen Tage zu ihren Aeltern zurück, und die alte Häuserin lebte bei ihnen, bis sie starb.

23.

Die drei Schwestern.

(Siehe in Grimms Sammlung die Aschenputtel S. 126, in Bechsteins Märchenbuch die Aschenbrödel S. 332.)

Es waren einmal drei Schwestern bei einer Stadt. Zwei derselben waren gar stolz und hochfahrend, die Jüngste war aber ein braves, stilles, bescheidenes Mädchen, das gerade deßwegen von den zwei ältern Schwestern verachtet und gehaßt wurde. Das arme Kind hatte bei den zwei Obenhinaus ein gar schlimmes Leben, es mußte alle Arbeiten verrichten, die den zwei andern zu gemein waren, und wurde auf jede Weise »herumgepudelt« und geneckt. War irgendwo ein Ball oder eine andere Unterhaltung, so gingen die Zwei in ihrem Putze und Staate dahin, und die Jüngste mußte indessen das Haus hüten, die Zimmer kehren, die Küche scheuern und die schwersten Arbeiten verrichten.

Da war denn auch einmal ein großer, prächtiger Ball, den der König gab, und der Alles, was man bisher Derartiges gesehen, übertreffen sollte. Die Geladenen strömten von ferne und nah zum Königsschlosse, um dem Feste beizuwohnen, und auch die zwei Schwestern wollten ihn besuchen

und schmückten sich mit aller erdenklichen Sorgfalt. Die dritte, die arme Magd, hätte wohl auch die Herrlichkeit im Königsschlosse sehen mögen; allein alles Bitten und Flehen war umsonst. Die zwei Schwestern verließen im schönsten Putze das Haus, und das arme, verachtete Mädchen mußte im dünnen Werktagkleidchen daheim sitzen und arbeiten.

Wie sie nun so traurig und verstimmt ihre Arbeit that, kam plötzlich ein Engel vom Himmel, lächelte die arme verachtete und zurückgestoßene Jungfrau an und gab ihr ein Sonnenkleid und allerlei Geschmeide, das aus dem schönsten Golde und den glänzendsten Edelsteinen verfertigt war. Das schüchterne Kind wußte nichts zu sagen und zu thun, denn es »schämte« sich vor dem Engel.

Der himmlische Bote begann aber, nachdem er eine Zeit lang das unschuldige Mädchen mit Wohlgefallen betrachtet hatte, also: »Kleide dich gleich an, Else, und gehe hin, wo deine Schwestern sind. Sobald aber der Morgen graut und der Tanz geendet, eile nach Hause und kleide dich um, damit Niemand merke, daß du im Königsschlosse gewesen seiest.«

»Aber meine Arbeit!« sprach nachdenkend das Mädchen, das indessen wieder Muth gewonnen hatte.

»Kümmere dich nicht darum, der das Sonnenkleid dir aus dem Himmel herabgebracht hat, wird auch für die Arbeit sorgen,« erwiderte der glänzende Engel.

Else folgte nun mit der größten Freude den Worten des Engels, that das Sonnenkleid und das kostbare Geschmeide an und ging in die Königsburg. Wie sie im Saale erschien, waren Aller Augen auf sie gerichtet, denn sie war

die Schönste unter Allen. Der König selbst nahm sie bei dem Arm und tanzte mit ihr und weil es die beste Tänzerin war, tanzte er mit keiner Andern mehr. So ging es die ganze Nacht durch. Else tanzte mit dem Könige und wurde von Allen bewundert und von Vielen beneidet, von Niemanden aber erkannt.

Als der Ball zu Ende ging und durch die großen gothischen Langfenster des Saales schon der Morgen hereindämmerte, eilte die schöne Unbekannte plötzlich fort und Niemand wußte wohin. —

Else zog ihr Kleid und ihr Geschmeide ab, und wie sie es abgelegt, war Schmuck und Kleid verschwunden. Sie wollte sich nun an die Arbeit machen, allein wie staunte sie, als sie ihre Arbeit ganz und gar besorgt fand.

Nach einer Stunde kamen auch die Schwestern und erzählten von der Pracht des Balles, daß Elsen hätte der Mund vor Lust und Neugierde wässern müssen, wenn sie nicht selbst dabei gewesen wäre. Sie erzählten auch, wie eine schöne unbekannte Dame gekommen sei, und sich durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Kleidung und ihren Tanz so ausgezeichnet habe, daß der König mit keiner Andern mehr tanzen mochte. Else lachte im Herzen zu dieser Redseligkeit der Schwestern und ließ von ihrem Dabeisein nicht im mindesten Etwas merken.

Der König hatte aber seit diesem Balle keine ruhige Stunde mehr. Die schöne Tänzerin hatte sein Herz mitgenommen und er wußte nicht, wer und wo sie sei. Als er so nachdachte, wie er von ihr Kunde erhalten könnte, kam

er auf den Gedanken, wieder einen Ball zu veranstalten. »Vielleicht,« dachte er, »erscheint die Unbekannte wieder.« — — Er veranstaltete nun wieder einen Ball, der viel glänzender als der frühere werden sollte, und lud dazu aus Fern und Nah alle Edlen ein. —

Die beiden Schwestern putzten und schmückten sich wieder zum Tanze und gingen auf das Schloß des Königs. Die arme Else mußte aber wieder zu Hause sitzen und ihre Arbeit thun.

Wie sie wieder so traurig dasaß und für ihre Schwestern Strümpfe stopfte, erschien wieder der Engel und brachte der Verachteten ein Mondkleid und herrliches Geschmeide. Else dankte dafür, zog sich an und ging auf des Königs Schloß.

Als sie im Saale eintrat, erstaunten Alle ob ihrer Schönheit, und der König verhüpfte fast vor Lieb' und Freude. Er ging gleich auf sie zu, bewillkommte sie und tanzte mit der schönen Princessin, wie man sie nannte, die ganze Nacht. Heute gefiel sie ihm noch besser, als das vorige Mal, denn das blaßgelbe Mondkleid stand dem bescheidenen Kinde gar so schön.

Als aber der Tanz zu Ende ging und im Thale schon der Morgen graute, war die Geliebte des Königs plötzlich verschwunden und Niemand wußte, wohin.

Else war aber nach Hause geeilt, zog das Kleid aus, und als die zwei Schwestern nachkamen und von der schönen Dame im Mondkleid erzählten, saß die schon in ihrem grauen Werktagkleidchen bei ihrer Arbeit.

Der König hatte nach diesem zweiten Balle noch weniger Ruhe, als nach dem ersten, und konnte selbst des Nachts

nicht schlafen, denn die wunderschöne Tänzerin stand bei Tag und Nacht vor seinem Geiste. Er wußte kein anderes Mittel, um sie wieder zu sehen, als einen Ball zu veranstalten. »Dießmal soll mir der Vogel nicht aus der Schlinge kommen,« dachte er bei sich, »ich will ihm den Namen und den Stand schon herauslocken.«

Er veranstaltete also wieder ein Fest, das an Pracht und Herrlichkeit alle früheren Hochzeiten verdunkeln sollte. Aus Nah und Fern eilten die Gäste herbei und strömten durch das reichbekränzte Schloßthor in den prächtig geschmückten Burgsaal, der so beleuchtet war, daß es darin heller, als bei Tage war. —

Die zwei Schwestern gingen wieder geschmückt auf das Schloß des Königs, die verachtete Else mußte aber zu Hause bleiben und arbeiten.

Wie sie so traurig und sinnend dasaß, kam abermals der Engel und brachte ihr ein Sternenkleid und einen Beutel voll Geld, damit sie es, wenn ihr Diener des Königs folgen würden, auswerfen könnte. Sie dankte, zog das Sternenkleid an, nahm das Geld zu sich und eilte dem Tanzsaale zu, aus dem ihr ein Strahlenmeer und die herrlichste Musik entgegenströmte. Wie sie auf der Schwelle des Saales erschien, eilte ihr der König schon entgegen und bewillkommte sie. Er führte sie zum Throne und dort mußte sie sich neben ihm setzen, und er gab ihr allerlei verfängliche Fragen, um ihr den Namen und den Wohnort zu entlocken. Else war aber viel zu klug und gab dem Könige solche Antworten, daß er am Ende beinahe noch weniger wußte als Anfangs. Als die Musik zu

einem neuen Reigen lud, nahm der König die Fremde im Sternenkleide an die Rechte und tanzte mit ihr, daß Alle über das schöne Paar und die Leichtigkeit, mit der sie den Reigen schlangen, staunten. Der König konnte sich an der fremden Princeß nicht satt sehen, denn so schön, wie im Sternenkleide, war sie noch nie gewesen, und es schwoll sein Herz vor Liebe und Sehnsucht. —

So oft ein neuer Reigen begann, schwebte das schöne Paar voran, und schwieg die Musik, so mußte Else neben dem Könige sitzen, dessen Fragen sie aber immer klug auswich.

So wechselte es die ganze Nacht durch, bis der Morgenwind in den Baumzweigen draußen spielte und an die Fenster klopfte. Als der letzte Tanz geschlungen wurde, wollte Else zur Doppelthür hinaus und nach Hause eilen; allein kaum hatte sie den Saal verlassen, so eilten ihr schon auf den Wink des Königs die Diener nach, um ihre Fährde zu verfolgen. Else langte nun nach den Geldstücken und warf sie aus und da stürzten die Diener auf das Geld und folgten der Frau im Sternenkleide nicht länger. Nur Einer ließ sich durch das Geld nicht irre machen und wollte die Wohnung der Princeß entdecken, möge es kosten, was es wolle. Da wußte sich Else nicht anders mehr zu helfen und ließ im Laufe einen ihrer goldenen Schuhe zurück, denn sie dachte, vielleicht findet er es der Mühe werth, den Schuh aufzuheben, und indessen enthusche ich und komme in die Heimath.

Kaum hatte der Diener den goldenen Schuh bemerkt, bückte er sich und hob die schimmernde Fußbekleidung auf. Voll Freude über diesen unerwarteten Fund eilte er, wie im

Triumphe, in die Burg zurück und brachte dem Könige die seltene Gabe.

Der König lächelte, als er den Schuh sah, und meinte, wenn nun erst der Schuh da sei, werde sich die Trägerin desselben schon finden lassen. Er stellte dem Diener den Schuh wieder zurück und sandte ihn in der ganzen Stadt herum mit dem Geheiße, er solle jedem Mädchen den Schuh anmessen und wenn einem der Schuh anpassen würde, so sollte man sie als die Königin des Balles ansehen und in die Burg führen.

Der Diener ging nun dem Auftrage des Königs gemäß Stadt auf, Stadt ab, Haus ein, Haus aus und maß und maß die Füße aller Schönen, konnte aber lange keine finden, welcher der goldene Schuh anpaßte. Endlich kam er auch in das Haus der drei Schwestern. Die beiden ältern hatten die größte Freude und dachten, wir lassen den Schuh nicht mehr weg. Soll der Schuh nicht dem Fuße anpassen, so wird der Fuß dem Schuh nachgeben müssen.

Kaum war der Diener in das Zimmer getreten und hatte seinen Auftrag entrichtet, nahm die Aelteste den Schuh und ging damit in das Nebenzimmer. Wie sie aber den Schuh besichtigte, sah sie zu ihrem größten Verdrusse, daß er für ihren Fuß zu klein sei. »Ha, dem läßt sich schon helfen,« dachte sie, nahm das Messer und schnitt sich drei Zehen fort. Nun legte sie den Schuh an und obwohl ihr der Schmerz das Wasser in die Augen trieb, ging sie doch scheinbar wohlgemuth in die Stube. Der Diener hatte die größte

Freude, daß er die Gesuchte endlich gefunden hätte, und bat sie, gleich zum Könige aufs Schloß zu kommen.

Sie willfuhr mit größter Freude dieser Bitte und ging stolz und triumphirend durch die Stadt und der Diener folgte ihr in bescheidener Entfernung. Sie hatte schon ein gut Stück des Weges zurückgelegt, als sie auf den Stadtplatz kam. Dort saß aber auf der alten Linde, unter der die Altvordern tagten, ein rothes Vögelein und sang:

„Königin Eisenhut,
Der Schuh ist voller Blut.“

Wie dieß der Diener hörte, schaute er dem Fräulein auf die Füße und sah das Blut aus dem goldenen Schuh quellen. »Du bist nicht der rechte Vogel,« dachte er, und hieß sie wieder nach Hause kehren, wohin er sie auch begleitete. Dort nahm er der Falschen den goldenen Schuh, reinigte ihn vom Blute und gab ihn dann der Zweiten. Diese nahm ihn und ging damit auf ihr Zimmer. Als sie ihn aber anziehen wollte, da sah sie, daß er für ihren Fuß zu groß sei. »Lieber zu groß als zu klein,« dachte sie sich, nahm alte Lappen und stopfte so viele hinein, daß ihr der Schuh fest ansaß. Als sie in das Zimmer trat, hatte der Diener die größte Freude, denn er wähnte die Gesuchte gefunden zu haben. Sie gingen nun aus dem Hause und eilten der königlichen Burg zu. Als sie aber über den Stadtplatz gingen, saß wieder das rothe Vögelchen auf einem Lindenzweige und sang:

„Königin Eisenschnuder,
Der Schuh ist voller Huder.“

Da blickte der Diener der Voraussstolzirenden auf die Füße und sah, wie ein Lumpen aus dem Schuhe emporstieg. »Du bist auch nicht der rechte Vogel,« dachte er bei sich und hieß die Falsche wieder umkehren und begleitete sie in ihr Haus zurück.

Nun war nur mehr Else übrig. Der königliche Diener wollte ihr den Schuh geben, damit sie ihn probiren möchte, allein die zwei ältern Schwestern wollten es durchaus nicht zulassen und schmähten und schimpften das arme Kind wie einen Wechselbalg. Der Diener ließ sich dadurch nicht im mindesten irre machen, und Else mußte den goldenen Schuh anmessen. — Und siehe da, ihr Füßchen schlüpfte hinein so leicht und frisch, wie ein Pfeifer ins Wirthshaus, und der Schuh stand ihr wie angegossen. »Das ist die Rechte,« dachte sich der Diener, und wollte Else mit sich auf die Burg nehmen, allein Else hatte ein gar so armes Kleidchen an und mußte sich deßhalb zuvor umkleiden. Als sie ihr Festtagskleid angezogen, da gingen sie nun durch die Stadt der Burg zu, Else voraus, der Diener drei Schritte hintendrein. Sie kamen auf ihrem Wege auch auf den Stadtplatz und zur alten Linde, da sang das rothe Vögelein auf einem Lindenzweige gar fröhlich:

„Königin Eisenknecht,
Der Schuh geht eben recht.“

Wie sie auf das Schloß kamen, eilte der König ihnen schon entgegen und bewillkommte sie, denn kaum hatte er von ferne Else gesehen, so hatte er sie schon als seine Tänzerin im Sternenkleide erkannt. Er war fast außer sich vor Freude

und ließ am folgenden Tage ein großes Fest feiern. Und wie Alle im hohen Saale saßen und guter Dinge waren, trat ein Herold auf und gebot Schweigen und als alles stille war, stand der König auf und erklärte die schöne Else als seine Königin. — Es folgten dann Paukenwirbel und Trompetenstöße und als die Nacht folgte, wurde der Tanz begonnen und dauerte bis morgens.

Die verachtete Else war nun Königin und lebte mit dem Könige recht lange vergnügt und glücklich. Und diese Geschichte ist buchstäblich wahr, denn der sie erzählte, hat den Mund noch warm.

24.

Der gescheidte Hansl.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der jüngste darunter war der dümmste und hieß Hans, die Leute nannten ihn aber zum Spotte immer nur den gescheidten Hans. Hans mußte im Herbste mit seinen Brüdern auf den Wiesen die Schafe und Böcke seines Vaters hüten und da neckten und »tratzten« ihn die andern »Hirtenbuben« oft und Hans gab den Narren für Alle.

Einmal vergaßen die drei Knaben, als sie von Hause fortgingen, das Mittagsmahl mitzunehmen. Erst als es sie hungerte, gedachten sie desselben und schickten den Hans nach Hause zurück, damit er ihnen Etwas zu essen hole. Die Mutter kochte, als Hans angetrollt gekommen war und seinen Auftrag entrichtet hatte, dem Knaben einen Stupfblenten, gab diesen dem Hans und schickte ihn dann auf die Wiese hinaus zu den hütenden Brüdern. Hans trollte mit offenem Munde über Stock und Stein dahin und dachte, wie ein rechter Lappe, weder an den Himmel, noch an die Welt, noch an die Hölle. Es stieß ihm auf seiner Wanderung lange nichts Erhebliches

zu, bis er neben sich auf dem Boden einen langen, langen dunkeln Mann einhergehen sah. Der Mann hatte aber so lange Arme, daß sie länger waren als der ganze Hansl, und die Beine des Mannes waren so hoch, als die fünfzigjährigen Pappeln am Wiesenbache. Der vermeintliche Mann war aber Hansens Schatten. Anfangs wären dem Hans, als er den riesigen, geheimnißvollen Mann sah, bald die »Gänsrupfen aufgestanden,« als aber der lange Hansl sich ganz ruhig verhielt, faßte sich Hansl wieder, und als er Hunger verspürte, nahm er ein Stück Plenten und aß es mit großem Behagen.

Kaum hatte aber Hansl die Lippen bewegt, so schien der große Mann auch zu käuen, als ob sein Mund in »Wieden gewesen wäre.« —

»Das ist ein Stummer,« dachte sich Hansl, »und weil er auch Etwas zu beißen haben will, macht er so das »Maul« auf und zu. Mitleidig warf er dem stummen Begleiter ein Stück Plenten zu und ging seines Weges weiter. Wie aber Hans seinen Mund aufthat, that der Stumme dasselbe. »Der arme Teufel will »halt« auch noch ein Stück haben,« dachte Hans und warf ihm wieder ein gutes Stück zu. So ging es fort, Hans aß immer und der lange Kerl hatte einen solchen Regimentshunger, daß er nie genug zu haben schien. Hans war endlich des Spieles überdrüssig und wollte den Langen jagen. Allein es war umsonst, der Mann begleitete ihn, bis die Sonne hinter den bewaldeten Bergen untergegangen war, da war aber auch der Stupfplenten zu Ende und Hans hatte seinen Brüdern Nichts mehr zu bringen, denn er hatte Alles selbst verzehrt oder seinem Begleiter gegeben.

Als ihn seine Brüder von ferne kommen sahen, stürzten sie ihm entgegen, denn es hungerte sie. Auf ihr Begehren sprach er, er hätte keinen Bissen mehr, denn sein langer, stummer Begleiter habe ihm alles abgefressen. Die Brüder ahnten, daß hinter dieser Geschichte nur eine Dummheit stecke, und darüber erboßt jagten sie ihn gleich wieder nach Hause etwas Anderes zu holen.

Hansl eilte nun nach Hause und hinterbrachte der Mutter das Anliegen seiner Brüder. Sie riß die Augen nicht wenig auf, als sie dieses hörte, und mit einem nicht eben freundlichen Gesichte ging sie in die Küche und buck dort Kuchen.

Als ein Teller damit vollgethürmt war, legte sie dieselben in ein Körbchen und gab es dem Hans. —

»Da nimm die Kost für deine Brüder,« sprach die Mutter mahnend, »und mache nicht eine neue Dummheit, denn die Gottesgabe ist theuer, und deine Brüder plagt der Hunger, und das ist ein böser Gast.« —

Dabei gab sie ihm zwei Kuchen, damit er die andern desto sicherer den Brüdern brächte.

Hans nahm sich die Worte der Mutter zu Herzen und aß die Kuchen und machte dann Rechtsum durch die Thüre hinaus. Er ging seine Wege fort und Alles ging in Ordnung. Da kam er aber zu einer Brücke, und auf dieser sah er gar viele Löcher und Spalten. »Ah,« dachte Hans, »das geht nicht. Morgen müssen wir mit den Schafen da überfahren und da könnten sich die arme Thiere leicht ihre Füße brechen. Ich will sie zur Vorsicht vermachen.« — Hans setzte seinen Gedanken ins Werk. Er nahm einen Kuchen nach dem

anderen aus dem Körbchen und bedeckte damit die Löcher der Brücke. — Als er mit der Arbeit fertig war, war auch das Körbchen leer und so kam Hans wieder mit leeren Händen zu seinen Brüdern.

Die Brüder wurden sehr böse, als sie Hans mit leeren Händen sahen, denn es hungerte sie, daß sie Holz und Steine hätten essen mögen. Allein es war schon dunkle Nacht und so war guter Rath theuer. Sie legten sich nun mit dem hungernden Magen auf die Streu und schliefen gar süß, denn sie hatten keine bösen Träume.

Als der Morgen hinter den Bergen emporstieg und den Himmel goldenroth malte, erwachten die Brüder und der Hunger mit ihnen. »Was ist nun zu thun,« dachten sie, »den Hansl können wir nicht heim schicken, denn die dritte Dummheit bliebe gewiß nicht aus.« Nach einigem Hin- und Herdenken geriethen sie endlich auf den Einfall selbst nach Hause zu gehen und dem Hansl einstweilen das weidende Vieh anzuvertrauen. —

»He, Hansl!« rief der Aelteste, »heute gehen wir nach Hause das Essen zu holen, habe indessen auf das Vieh recht Acht, auf daß kein Stück verlaufe.«

Die Brüder waren nun fort und Hans war allein bei der Heerde. Er legte sich an den Rain hinaus in die Sonne und ließ dieselbe sich in das Gesicht scheinen, denn dieß gefiel ihm gar zu gut. Die Geislein und Böcklein sprangen und und grasten und mäckerten und klingelten, daß es eine Lust war. So ging die Wirthschaft ganz gut, und Hansl war auch mit sich zufrieden. Als aber die Mittagszeit kam und die

Magenuhr sich immer mehr bemerklich machte, da wollte Hans nicht mehr so ruhig sich sonnen, sondern stand auf und spähte in die Ferne, ob seine Brüder nicht kämen. Er schaute und harrte, allein alles war umsonst. Da legte sich Hans wieder unmuthig in das Gras und die Heerde legte sich um ihn und wiederkäute das abgerupfte Futter. Der Hirt nahm nun seine braune Lodenjuppe her und durchstöberte jeden Sack derselben, um ein Krümmchen Brot zu finden. Lange war sein Suchen vergebens, da fand er endlich ein Stückchen hartes, verschimmeltes Maisbrot und das verzehrte er mit dem größten Heißhunger und es schmeckte ihm besser, als der herrlichste Butterweck. —

Nach diesem kurzen Mittagsmahle legte er sich wieder ruhig und sah den sich lagerden Ziegen und Böcken zu. Wie er aber diese so da liegen sah, glaubte er, dies Vieh äffe ihn nach und spotte seiner und wurde über die Maßen zornig. Er nahm in seiner Tollwuth einen Erlenstock, fiel über das arme, unschuldige Vieh her und mißhandelte es schrecklich. —

Es dauerte nicht mehr lange und die Brüder kamen von der Heimath zurück auf's Feld. Wie groß war aber ihr Staunen und ihr Schrecken, als sie den Hans mit dem blutigen Erlenstocke dastehen und die ganze Heerde blutig und todt daliegen sahen.

»Was hast um des Himmels willen du da gethan?« riefen beide wie aus einem Munde ihn an.

»Ja, das Teufelsvieh hat mich da »geantert« *) und das

*) geäfft.

hab ich ihm mit dem Stecken schon ausgetrieben,« gab Hans zur Antwort.

Die Brüder jammerten und weinten aus Furcht vor den Aeltern und getrauten sich nicht mehr nach Hause. Was war nun zu thun? — Beim todten Viehe bleiben wollten sie auch nicht und so beschlossen sie, durch den Wald zu gehen und in der nächsten Stadt ihr Unterkommen zu suchen. —

Hans wollte auch mit ihnen, allein sie ließen ihn lange nicht mit. Als er aber nicht zu bitten aufhörte und immer inständiger flehte, gaben sie endlich nach und nahmen ihn mit sich. Die drei wanderten nun in den Wald hinein und kamen immer tiefer und tiefer. Als sie schon tief hineingekommen waren, und der Weg sich schon sehr verschlimmert hatte, hörten sie von ferne Stimmen. Sie erschracken darüber gar sehr, denn es war schon dunkel und im Walde hausten Räuber und wilde Männer. Um sich nun zu retten, flüchteten sich die beiden älteren Brüder auf einen hohen, hohen Tannenbaum hinauf und zitterten dort, wie das Birkenlaub beim Frühlingswehen.

Hansl stand aber drunten und verrichtete sich nicht hinauf, so oft ihm auch die Brüder halblaut zuriefen: »Komm, sonst fressen dich die Räuber.«

Er stand an einem Gehäge und riß heftig einen Gatter, der sich daran befand, hin und wieder, bis er ihn endlich aus den Angeln hatte. — Diesen nahm er und schleppte ihn mit sich auf den hohen Baum hinauf, denn er meinte, die Brüder hätten ihm zugerufen: »Komm, nimm den Gatter mit herauf.«

So saßen alle drei nun droben wie die Zeisige auf den Leimstangen, und Hans hielt den schweren Gatter fest. Da kamen dann die Räuber und führten einen Wagen mit sich, der voll Gold war. Sie machten Halt und setzten sich gerade unter den Baum, auf den die Brüder sich geflüchtet hatten, und zählten ihr Geld und tranken Gebranntes aus einem Kürbisse, den sie die Runde machen ließen. Wie die drei auf dem Baume die Räuber drunten sahen und diese nie eine Miene machten weiter zu ziehen, wurde ihnen so unheimlich und bange, daß ihnen helle Schweißtropfen kamen und vom Baume herunterfielen.

Wie so einzelne Tropfen herunterschauerten, meinten die Räuber, es drohe ein Regen und sie müßten sich bald auf den Weg machen. Als sie nun so hin und wider redeten, was zu thun sei, wurde dem Hans droben der Gatter zu schwer und er ließ ihn fallen. Pump, pump! rauschte er durch die Zweige herunter und brauste näher und näher. Die Räuber hörten das Gepolter und in der Furcht, es nahe augenscheinlich die Strafe Gottes, liefen sie alle von dannen. In der Ferne hörten sie noch das Gepolter, das vom Auffallen des Gitters verursacht wurde, und stürzten noch athemloser weiter. —

Die Räuber waren nun fort und hatten den Wagen und das Gold zurückgelassen. Als dieß die drei Unglücksbrüder sahen, stiegen sie alsbald vom Baume herab, machten sich das viele Geld eigen und trabten lustig und singend mit

einander nach Hause. Dort zahlten sie dem traurigen Vater, der sie nicht mehr erwartet hatte, die ganze Heerde und noch mehr. Alle drei Brüder kauften sich Haus und Hof und lebten recht zufrieden und glücklich miteinander und leben noch, denn es hat für sie noch nie Zügen geläutet.

25.

Der Fischer.

Es war einmal an einem See ein Fischer, der hatte eine liebe, liebe Frau und Geld genug, allein er hatte keine Kinder, was ihm sehr leid that.

Er ging eines Tages recht gedankenvoll und in seine Träumereien versunken hinaus an's Ufer des bläulich grünen See's und senkte seine Angel hinunter in's Wasser und pfiff sein Liedchen dabei. Er hatte nicht lange geangelt, da biß ein so ungeheurer Fisch an, daß fast die Schnur abriß.

»Das ist einmal ein fetter Fang,« dachte sich der Fischer und schnellte das Seeungeheuer auf's Trockene heraus. Wie es so dalag, öffnete es sein Maul, fing an zu reden und sprach: »Du hast heute dein Glück in den Händen, wenn du das thust, was ich dir sage. Gieb mein Mitterstück deiner Frau und sie wird dir drei Söhne gebären. Gieb das Eingeweide deinem Pferde und es wird drei Fohlen dir bringen; den Kopf gieb deinem Hunde und er wird drei Junge bekommen und den Schweif endlich, den grabe im Garten in die Erde, und dann werden drei Bäume aus dem Grunde

wachsen und grünen und blühen, daß es eine Lust ist. Die drei Bäume werden dann mit den Söhnen, Fohlen und Hunden aufwachsen und wie diese gedeihen. Neigt sich aber einer von den Bäumen, so droht einem deiner Söhne ein Unglück, und wenn einer sich ganz senkt oder dann niederfällt, so ist der Tod der »Schelm« einer deiner Söhne.« —

So sprach der Fisch und blieb dann stumm, wie jeder andere. Der Fischer war aber über seinen Zug und diese Kunde hoch erfreut, nahm den Fisch und trug ihn in sein Häuschen, das von Reben bis zum Giebel hinauf übergrünt war. Dort machte er es, wie's der Fisch gesagt hatte. Er legte ihn auf die Anrichte, schnitt das noch zappelnde Thier auf, nahm das Eingeweide heraus, zerstückelte es und gab das Mitterstück seiner Frau, den Kopf seinem Hunde, das Eingeweide dem Pferde und den Schweif trug er in den Garten hinaus und grub ihn dort ein.

Es stand nicht lange an, und Alles ging in schönster Ordnung in Erfüllung. Dem Fischer wurden drei Söhnlein geboren, die Stute brachte drei Fohlen auf die Welt, die Hündin warf drei schwarz und weiß gescheckte Junge und an der Stelle, wo das Schweiflein vergraben lag, keimten bald drei Pflänzchen, die immer höher und höher wuchsen, bis endlich drei Bäumchen ihre zarten, himmelanstrebenden Zweige in den Lüften hin und her wiegten. —

Fischer und Fischerin, Söhne und Fohlen, Hündchen und Bäumchen befanden sich ganz wohl und gesund, und der Segen des Himmels schien auf ihnen zu ruhen. Das ging lange, lange Zeit so fort.

Wie schon viele Jahre verstrichen waren und einmal wieder der Frühling sein buntes, farbiges Tüchlein über die Erde gebreitet hatte, fiel es plötzlich dem ältesten der Söhne ein, weiter zu wandern und die schöne Welt zu schauen. —

Der alte Fischer hatte gegen dieß Vorhaben seines Sohnes Nichts einzuwenden, gab ihm gute Ermahnungen und seinen Segen mit auf den Weg. Der Sohn nahm eines der drei jungen Pferde und einen jungen Hund mit sich und ritt von dannen.

Er war schon eine weite Strecke geritten, hatte manche Abenteuer bestanden und gesehen, daß die Welt kein Ochsenauge sei, als er tief, tief in einen wilden, pechfinstern Wald hineingerieth. Da hatten die dunkeln Bäume gar seltsame Gestalten, und Käuzlein und Uhu glotzten mit ihren großen, runden, rothen Augen gar so fürchterlich von den Föhren auf den schönen Reiter herab, daß es ihm ungeheuer wurde und er sich aus dem Gehölze in das Fischerhaus zurücksehnte. Wie er aber so fürbaß ritt und dem Rosse die Sporen einsetzte, um schneller aus dem unheimlichen Walde zu kommen, verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wolken jagten, wie losgelassene Rüden, am Himmel hin und her, und bläuliche Blitze zeichneten ihre Zickzacke auf den dunkeln Hintergrund. Der Regen rauschte in Strömen nieder, und dem Jünglinge blieb Nichts übrig, als nach allen Seiten zu spähen und ein Obdach zu suchen.

Er suchte noch nicht lange, da sah er eine Hütte am Wege stehen, stieg von seinem Rappen, band ihn an den nächsten Baum und trat in die Hütte. In dieser wohnte

aber zum Unglücke eine alte, alte Hexe, der im spitzigen Munde nur mehr ein Zahn wackelte, und wie sie den schönen Reitersmann sah, ging sie ihm entgegen und verwandelte ihn in einen Stein. Dann ging sie vor die Hütte und verzauberte auch das Pferd, daß es leb= und regungslos dastand, wie ein Felsblock.

Das erste Bäumchen im Garten des Vaters, das am Morgen des Unglückstages noch frisch und grün dastand und dessen Zweige in dem Morgenwind sich gar lustig hin und her bewegten, neigte sich abends tief und ließ wie in stiller Trauer seine Zweige niederhangen. Am andern Morgen waren die Blätter gelb und fahl, und das Bäumchen lag der Länge nach auf den Boden dahingestreckt. —

Wie die Fischersleute das Bäumchen in diesem Zustande sahen, dachten sie an die Worte des weißsagenden Fisches, und es ahnte ihnen nichts Gutes. Sie glaubten, daß der Erstgeborne gestorben sei, und weinten vom Abende bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abende wieder. Als aber der zweite Morgen hinter den Bergen aufstieg und der Morgennebel aus dem Thale wich, sattelte der zweite Sohn sein Pferd, empfieng von seinen alten Aeltern den Segen und machte sich auf den Weg, um den armen, verlorenen Bruder zu suchen. Die Aeltern sahen ihm vom Söller noch lange, lange nach und wie sie ihn so in der Ferne verschwinden sahen, wurde es ihnen um's Herz so schwer, als ob ein Zentnerstein d'rauf läge und sie den lieben Sohn nicht wieder sehen sollten.

Der zweite Sohn ritt aber schnell durch Feld und Au, daß der Staub aufflog und das Roß dampfte, denn er hatte

keine Ruhe, ehe er seinen Bruder finden thäte. Als aber die Sonne zur Rüste ging und ihre letzten goldenen Strahlen in das Thal sandte, kam er zum dunkeln Forst, in dem die alte Hexe wohnte und sein Bruder versteinert war. —

Er besann sich nicht lange und lenkte sein Roß in die finstere Waldung hinein. Er war noch nicht lange geritten, so verfinsterte sich der Himmel, die Nebel huschten, wie Gespenster, hin und wieder und ein entsetzlicher Regen schien anzuziehen. Der Reiter setzte seinem Pferde die Sporen ein, daß es sich fast bäumte, und sprengte in wilder Eile weiter, denn er wollte ein Obdach vor dem Gewitter finden. Es dauerte nicht lange, so kam er zu einer Hütte und er schwang sich vom Pferde und trat in die Behausung. Diese war aber keine andere, als die der alten Hexe, und als diese den schmucken Jüngling sah, verzauberte sie ihn, und er stand neben seinem Bruder ebenfalls als Stein da. —

Am Tage darauf, als es noch früher Morgen war, gingen der Fischer und seine Frau in den Garten — und da hatte sich auch das zweite Bäumchen über Nacht geneigt, und als es Mittag war, da hatte es sich ganz zur Erde gebeugt und die Blätter waren dürr und rostgelb, wie die Eichenblätter im Winter. Den Aeltern wurde aber gar traurig ums Herz, und sie setzten sich neben dem Bäumchen auf die Rasenbank und hier weinten sie von Mittag bis Mitternacht und von Mitternacht wieder bis Mittag, und als der dritte Tag anbrach, waren ihre Augen noch nicht trocken. —

Als aber der dritte Tag anbrach, hatte der jüngste der Brüder sein Pferd gesattelt und gezäumt und wollte von

dannen reiten, um seine beiden Brüder zu suchen. Die Aeltern wollten ihn aber nicht ziehen lassen, denn sie fürchteten das gleiche Loos auch für den Dritten, und dann hätten sie kein Kind und keinen Erben mehr gehabt. Er gab nicht nach und bat und flehte, bis er ihren Segen erhielt und ziehen durfte. Froh und kühn sprengte er vom Hause seiner Aeltern weg und ritt und ritt, bis er zum Walde kam, in dem seine Brüder verzaubert stunden. Er sprengte auf dem Wege vorwärts in den Forst hinein und war guter Dinge. Da trübte sich plötzlich der Himmel, es wurde dunkel und dunkler, und endlich rauschte der Regen in Strömen nieder. Der Fischersohn hätte wohl im Trocknen sein mögen, allein ihm kam es in diesem Walde so unheimlich vor, daß ihm der Boden unter dem Pferde zu brennen schien, und als er das einsame Häuschen sah, in dem die Hexe wohnte, wurde es ihm noch unheimlicher, und er sprengte trotz alles Regens spornstreichs in die nächste Stadt.

Wie groß war aber sein Staunen, als er durchs Thor eingeritten war! Die Stadt, die von Weitem so stolz und prächtig schien, war still und öde, wie ein Grab, und die Palläste hatten gar ein düsteres Aussehen, denn sie waren sammt und sonders mit schwarzen Tüchern behängt. Und wie die Häuser sahen auch die Leute aus, sie schlichen schwarz gekleidet, wie Gespenster, durch die weiten, traurigen Straßen und Gassen.

Als der Fischersohn dieß sah, ward er anfangs verdutzt, doch bald erholte er sich vom ersten Staunen und dachte sich: »Was das Ding zu bedeuten hat, mußt du auch wissen. Bald

begegnete er einem Burschen, der so durch die Gasse einherschlenderte, und fragte ihn, warum die Häuser hier schwarz bekleidet seien. —

Der Bursche sah den Fremdling mit großen Augen an und meinte, das sei doch kurios, daß ein Mensch kein Wörtchen vom Drachen wisse, der da oben auf dem Berge wohne. Als der Knabe sah, daß der Reiter sich nicht bloß unwissend stelle, sondern es wirklich sei, erzählte er weiter, daß man täglich dem Drachen einen Menschen vorwerfen müsse, um seinen Hunger zu stillen, und daß heute das Loos die schöne Königstochter getroffen habe. — »Da giebt es eine Gelegenheit deinen Muth zu zeigen,« dachte sich der Fischersohn, und ließ sich den Berg zeigen, wo der scheußliche Drache wohnte und auf seine Beute harrte. Er stieg nun mit Schwert und Lanze den schmalen Felssteig hinan, bis er zu einer alten, grauen Kapelle kam, bei der der siebenköpfige Drache seine Beute zur Mittagszeit holte. Bewaffnet wartete er auf das Unthier und empfahl sich dem Schutze Gottes.

Als der Mittag angenaht war, wurde die schöne Königstochter herbeigeführt. Sie war gar traurig und trug ein schwarzes Kleid. Wie sie bei der Kapelle war, kniete sie nieder und betete und große Thränen kugelten über ihre feinen Wangen, denn es kam sie das Sterben gar zu schwer an.

Kaum hatte aber der siebenköpfige Drache sein Opfer entdeckt, so donnerte er auf die Princeß los und wollte sie verschlingen. Da schleuderte der Fischersohn seine Lanze auf das Unthier, und es sank blutend zu Boden und ringelte vor Schmerz sich zusammen. Er war aber nicht faul, eilte herbei, tödtete das

Unthier mit dem Schwerte vollends und riß ihm aus jedem Rachen die Zunge heraus und nahm alle sieben zu sich. Die schöne Königstochter war nun befreit und weinte vor Freude. Sie fand nicht genug Worte, um ihrem Retter zu danken, und gab ihm ihren schwarzen Schleier zum Pfande. Er war darüber hoch erfreut und eilte von dannen, denn er dachte wieder seiner Brüder.

Indessen hatte es den Laternanzünder und den Nachtwächter gewundert, wie es etwa der Königstochter ergangen sei, und sie stiegen zur Kapelle hinan. Wie sie dort angekommen waren und die schöne Princeß lebend, den Drachen aber todt fanden, verabredeten sie sich untereinander und machten die Erlöste schwören, daß sie bei ihrem Vater den Laternanzünder als ihren Retter nennen wolle. Die Königstochter that es, weil sie keine Ausflucht sah, und ging mit dem Laternanzünder in die Stadt und zu ihrem Vater.

Der alte König konnte sich vor Freude nicht fassen, als er seine liebe Tochter noch am Leben sah, und fiel bald ihr und bald dem Laternanzünder um den Hals, denn er glaubte, daß dieser der Erretter sei, weil er die sieben Köpfe des Drachen aufwies.

Der König wußte ihn nicht besser zu lohnen, als wenn er ihn zu seinem Eidame machen würde, und versprach ihm die Hand seiner Tochter. Allein die schöne Princeß hatte zu diesem Bräutigam gar keine Freude, weil er nicht der rechte war, und war sinnend und traurig. Ihre rothen Wangen wurden blässer und ihre Augen blickten nicht so freudig in die Welt wie sonst. Der alte König fragte wohl oft, was

ihr fehlte. Allein sie schwieg und war nachdenkend, denn der Schwur lag ihr am Herzen und lähmte ihre Zunge. So verstrichen Wochen auf Wochen, der Tag der Hochzeit brach endlich an, und der Laternanzünder sollte König werden.

»Wo war aber indessen der Fischersohn?« fragst du mich, mein Kind. —

Nun, der war in den Wald, in dem die Hexe wohnte, zurückgeritten, denn er war ihm so unheimlich vorgekommen, daß er meinte, es müssen dort seine Brüder zu Grunde gegangen sein. Er sprengte durch den düstern Föhrenwald, bis er zur Hexenhütte kam, und als er vor der Hütte die steinernen Pferde sah, die er das erste Mal in der Eile übersehen hatte, dachte er sich: »Holla, da geht es nicht mit rechten Dingen zu,« und hielt sein Roß an. Er ließ nun die graue, meeralte Hexe herauskommen und drohte ihr, wenn sie ihm die zwei Brüder nicht herausgeben würde, mit dem Tode.

Die schlaue Alte wollte lange von den Brüdern Nichts wissen und suchte allerlei Ausflüchte. Als sie aber sah, daß der Reiter das Schwert zog und puren Ernst machen wollte, zog sie ein Fläschchen aus ihrem Sacke hervor und gab es dem Fischersohn. —

»Wenn du deine Brüder wieder haben willst, so befeuchte mit diesem Safte die Steine, die du hier siehst,« raunte die böse Alte und schwieg. —

Der Fischersohn ließ sich das nicht zwei Mal sagen, befeuchtete die Steine und der Zauber war gelöst. Die zwei Brüder stunden sammt Pferden und Hunden neben ihm und

umarmten und küßten ihren Bruder und Retter. Alle drei Brüder waren hocherfreut, schwangen sich auf ihre Pferde und ritten zu den lieben Eltern zurück. Welche Freude diese hatten, als sie ihre drei Kinder wieder hatten, kann man sich vorstellen.

Vater, Mutter und alle drei Söhne waren schon einige Tage beisammen geblieben, da kam dem Jüngsten wieder die schöne Königstochter in den Sinn, und es ließ ihn zu Hause nicht mehr stille sitzen. Er sattelte wieder sein Pferd, schwang sich auf dasselbe und ritt, wie sehr ihn auch die alten Eltern baten zu Hause zu bleiben, dem Hexenwalde und der Königsstadt zu. Es begegnete ihm auf dem Wege nichts Mißgünstiges und er kam gesund und froh in der stolzen Stadt an. Was für Augen machte er aber, als er durch die schönen Gassen ritt und alle Häuser mit rothen Teppichen behängt sah! Die Leute waren auch überall guter Dinge und sangen und tanzten und lachten in die Wette.

Darob neugierig fragte er ein Mädchen, das ihm mit einer Kanne begegnete: »Was haben diese Festlichkeiten zu bedeuten?«

»Ja,« entgegnete sie, »die Königstochter hat heute Hochzeit mit dem Laternanzünder, der sie vom Tode befreit hat. Deßhalb ist heute ein großes Fest in der Stadt und wir freuen uns mit ihr.«

»Da hab ich auch ein Wörtchen dreinzureden,« dachte sich der Fischersohn und ritt schnurstraks zur Königsburg, sprang dort vom Rosse und eilte die silberne Stiege hinauf zum Könige, dem er Alles haarklein erzählte.

Der König sagte: »Du mußt dem Laternanzünder gegenüber beweisen, daß du den siebenköpfigen Drachen getödtet hast. Bist du dieses zu thun im Stande, so wird meine Tochter deine Braut und der andere kommt an den Galgen.« So sprach der König und führte den Fischersohn in ein gar prächtiges Zimmer, das vor Gold und Silber glänzte. Im Zimmer stand aber der stolze Bräutigam und neben ihm saß die traurige Braut, die ihn verächtlich ansah und nach dem Fremdling sich sehnte. —

Als der alte König und der Fischersohn eingetreten, lächelte die Prinzeß freundlich, allein sagen durfte sie nichts von wegen des Schwures.

»Beweise,« sprach der König zum Laternanzünder, »daß du meine Tochter gerettet hast, denn dieser, der mir zur Seite steht, läugnet es.«

»Es wird wohl Zeugniß genug sein, daß die sieben Köpfe, die ich dem Drachen abgeschlagen, hier liegen,« antwortete stolz der falsche Bräutigam.

Da ging der Fischersohn hin, öffnete die sieben Drachenköpfe und sagte: »Es sind hier wohl die Köpfe, aber es fehlen die Zungen. Nun sprich du, Herr König! aus, wer von uns der Drachentödter sei. Ich habe die Zungen, dieser da die Köpfe ohne Zungen.«

»Der die Zungen besitzt, hat das Unthier erlegt und soll mein Sohn sein,« entschied der alte König. —

Der Fischersohn zeigte nun die Zungen und den schwarzen Schleier vor und wurde als der Drachentödter erkannt.

Der Königstochter fiel nun der Stein vom Herzen und sie wurde noch in derselben Stunde mit dem stattlichen Ritter getraut. Der Laternanzünder wurde aber wegen seines Betruges noch am nämlichen Tage erhängt und hängt noch, denn er wurde noch nie herabgenommen.

26.

Unser Herr als Bettler.

Es ist schon lang, lang her, da lebte einmal ein altes Weiblein, das entsetzlich arm und nöthig war. Sie konnte sich wenig verdienen und betteln gehen wollte sie nicht, denn sie dachte immer: »Lieber als daß ich betteln geh', verkaufe ich meinen Löffel.« — Wie das arme Weiblein nun einmal in ihrem Stübchen so dasaß und über ihre Noth nachdachte, kam ein Bettelmännlein, das war recht zerlumpt und sah so bleich und mager aus, wie die theure Zeit. Das Bettelmännlein bat gar schön und um Gotteswillen um ein kleines Almosen und das Weiblein wußte fast nicht, was sie thun sollte, denn sie hatte Nichts als eine Henne, und den Bettler ganz leer weggehen lassen wollte sie auch nicht. — Sie wurde endlich mit sich einig und hieß den Bettler sich setzen und ein wenig ausrasten; dann ging sie in die kleine Küche, stach die Henne ab, kochte sie und setzte dieselbe und eine kräftige Suppe dem Bettler vor. Der Alte ließ sich Suppe und Henne gefallen, aß recht wacker los und, als er wegging, konnte er fast nicht aufhören zu danken. Als das arme Männlein schon

zur Thüre hinaus war, erinnerte sich das Weiblein, daß sie noch ein wenig Tuch im Kasten habe, und holte gleich ein Stückchen vom Tuch für den Bettler, damit er sich ein Hemd machen könnte. Mit dem Tuche lief sie nun dem Bettler nach und schenkte es ihm. Das Männlein nahm es lächelnd mit Dank an und sprach: »Weil du mit mir so gut gewesen bist, so schneide Tuch herab, bis die Sonne untergeht.« Er sprach's und verschwand glänzend, wie ein Wölklein, das bei Sonnenuntergang am Himmel hängt. —

Das Weiblein ging nun eilig nach Hause und fing an Tuch herabzumessen und nahm sich den ganzen Tag durch kaum Zeit zu athmen, so beschäftigt war sie. Und wie die liebe Sonne hinter den Bergen zur Ruhe ging, da war das ganze Häuslein, in dem sie wohnte, gesteckt voll schneeweißer Leinwand, die so schön war, daß sich der Kaiser daraus hätte das Festtagstischzeug machen lassen können. — Sie maß noch fort und als die schwarze Nacht kam, hatte sie keinen Platz mehr für ihr Tuch und mußte viele, viele Stücke bei guten Nachbarn aufbehalten lassen. Da machte wohl manche Bäurin Augen auf das schöne Tuch, daß man ihr's leicht ansah, wie gern sie's gehabt hätte. —

Dem Weiblein fehlte es aber nie mehr, so lange es lebte, an Gottes Segen, und es that auch den Armen immerfort gar viel Gutes.

27.

Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste?

Standen einmal zwei Bauern vor Gericht, ein reicher und ein armer. Sie zankten und schalten eine geraume Weile, bis endlich der Spaß dem Richter verleidete. Dieser war ein sehr kluger Herr und wußte sich oft durch einen geschickten Einfall die Leute vom Halse zu schaffen. «Wißt ihr was?« sagte er zu den beiden Bauern, »laßt des Streites ein Ende sein und derjenige von euch, der bis morgen zu sagen weiß, was das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Erde sei, — der hat den Proceß gewonnen. Wie der reiche Bauer das hörte, machte er sich voll Freude auf den Weg und sprach zu jedem, der ihm begegnete, höchst vergnügt von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters. »Denn,« dachte er in seinem thörichten Sinne, »daß mein Weib das Schönste auf der Erde ist und daß meine Ochsen das Stärkste sind und ich selber der Reichste bin, das ist so klar, wie die Sonne.«

Der arme Bauer hingegen schnitt bei dem Spruche des Richters ein langes Gesicht, blieb eine Weile stehen und machte sich endlich langsam und verdrießlich auf den Weg.

Er murrte bei sich selbst über die Thorheit und Ungerechtigkeit des Richters und wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so unwillig drein schaue, so ging jedesmal das nämliche Donnerwetter los.

Bald hatte er seinen Hof erreicht. Die Tochter arbeitete eben im Garten und als sie den Vater mit »hängendem« Kopfe daherschlottern sah, dachte sie sich sogleich: »Holla, heut ist's nicht gut ausgegangen.« Denn sie hatte die Wetterzeichen an der Stirne des Alten von Kindheit auf genau kennen gelernt. »Schau Vater,« rief sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit, »so herrlich sind uns die Krautköpfe noch nie gerathen. Sieh da, so große Kugeln und kein Würmlein darauf.«

»Was Krautköpfe,« schrie der Alte zornig, »der Richter ist ein Krautkopf.« »Habt ihr's verspielt, Vater?« fragte das Mädel. »Verspielt hab ichs nicht, aber bis morgen soll ich dem Richter sagen, was das Schönste sei auf der lieben Erde, und was das Stärkste und was das Reichste. Errath' ichs nicht auf ein Haar, so ist alles hin.« »Seid gescheidt, Vater,« rief freudig die Tochter, »das Schönste ist ja der Frühling, das Stärkste der Erdboden und das Reichste der Herbst.« »Du magst recht haben,« meinte der Alte, nachdem er, auf den Gartenzaun gestützt, eine Zeit lang nachgedacht hatte.

Am andern Tage traten die beiden Bauern wieder vor den Richter. Noch bevor dieser Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche heraus: »Das Schönste, Herr Richter, ist mein Weib, das Stärkste sind meine Ochsen und das Reichste bin ich. Den Preis hab ich gewonnen!«

»Und was sagst du auf meine gestrige Frage?« sagte der Richter, zum Armen sich wendend. »Heraus mit der Sprache!« »Ich meine, das Schönste sei der Frühling, das Stärkste der Erdboden und das Reichste der Herbst.« »Brav,« rief der Richter und klopfte ihm auf die Achsel, »du hasts errathen und den Prozeß gewonnen. Aber bevor du nach Hause gehst, mußt du mir sagen, ob das dein eigener Einfall ist oder nicht.« »Nicht der meinige,« sagte der Bauer, »sondern meine Tochter daheim hat mir so gut gerathen!« »Nun so sage deiner klugen Tochter, wenn sie im Stande ist unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf Straßen und nicht auf Seitenwegen von der Heimat zu mir in die Stadt zu kommen, so soll sie meine Frau werden!« Dem armen Bauer schaute die Freude aus den Augen heraus und er versprach seiner Tochter alles getreulich auszurichten.

Beide Bauern machten sich auf den Weg nach Hause. Aber heute war's anders, als gestern. Der Arme sprach zu jedem, der ihm begegnete, fröhlichen Muthes von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters, der Reiche hingegen murrte bei sich selbst über dessen Thorheit und Ungerechtigkeit und wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so unwillig dreinschaue, so ging jedesmal das nämliche Donnerwetter los.

Als der Arme nach Hause kam, hörte er seine Tochter schon zum Fenster herausrufen: »Nicht wahr, Vater, ich habs errathen!« »Freilich hast du's errathen, du Blitzmädel. Und dann noch etwas!« »Was denn Vater?« »Der Herr Richter

läßt dir sagen: »Wenn du im Stande bist unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von der Heimat zu ihm in die Stadt zu kommen, so sollst du seine Frau werden!« »Ich Frau Richterin werden!« rief überrascht das Mädel, »das wäre gar nicht übel, da muß ich meine Klugheit schon recht zeigen!«

Sie dachte nun nach, wie sie die Sache recht gescheidt anfangen sollte, und kam bald auf einen klugen Einfall. Ein Paar Stunden, bevor der Tag heimging, ließ sie den Weg von der Heimat bis zur Stadt mit Brettern belegen, warf sich ein Fischernetz um und so ging sie bei der Abenddämmerung über den Bretterweg zum Richter. Dieser, hocherfreut über die Klugheit des Mädchens, hielt getreulich sein Wort und in einem Monat wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Nur eine einzige Bedingung hatte der Bräutigam seiner Braut gesetzt. Sie sollte nämlich niemanden, der vor ihm einen Proceß zu führen habe, irgend einen Rath ertheilen.

Da kam eines Tages ein Bauer zur Frau Richterin und erzählte ihr, daß er mit seinem Nachbar viel zu streiten habe und daß er eben jetzt deßwegen in großer Verlegenheit sei. Er bat sie daher, sie möchte ihm einen weisen Rath geben. Die Richterin weigerte sich anfangs standhaft und erklärte dem Bauer weitläufig, daß sie durch einen solchen Beistand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde. Da fing der Bauer an, alle weisen Räthe und Aussprüche, die er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen, und nun hatte er den rechten Fleck nicht verfehlt. Die Frau ließ nun ein Wort nach dem andern fallen und

endlich sagte sie ihre Meinung rund heraus. »Aber sage beileibe Niemanden wer dir gerathen hat! — Hörst du!« rief sie dem Bauer noch nach. Dieser stellte sich nun vor Gericht und sein Gegner mußte der Weisheit der Frau Richterin unterliegen. Dem Richter aber kam es gleich in den Sinn, woher etwa der Bauer seine Klugheit geholt haben möchte. Er nahm ihn daher bei Seite und fragte so lange hin und her, bis er gestand, daß des Richters Gemahlin seine Rathgeberin gewesen sei. »Mein Weib muß im Augenblick aus dem Hause!« schrie der Richter im grimmigsten Zorne.

Seine Frau aber, die dieß gehört hatte, ließ sich nicht so leicht irre machen, trat muthig in die Gerichtsstube und bat ihren Mann recht liebreich, er möchte sie doch noch einmal an seiner Seite essen und dann beim Weggehen das Liebste mit sich nehmen zu lassen. Das wurde ihr gestattet.

Als es Essenszeit war, setzten sich die beiden Eheleute zusammen; sie konnte hie und da ein spöttisches Lächeln nicht verhalten, er aber suchte seinen Zorn mit dem rothen Säftlein zu löschen. Er that aber des Guten zu viel, nickte bald einigemal mit dem Kopfe und begann endlich ganz kräftig zu schnarchen.

Nun packte die Richterin ihren Mann — der war ja ihr Liebstes — auf den Wagen und fuhr damit auf und davon. Als die holperige Straße das Räuschchen herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter und er durfte nicht erst

seine Frau fragen, was geschehen sei. Er merkte schon, daß sie einmal wieder die Klügere gespielt habe, bat sie um Verzeihung und führte sie wieder nach Hause. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht beisammen und der das Geschichtlein erzählt hat, thäte nicht wünschen, daß alle Weiber so klug wären, wie die Frau Richterin.

28.

Werweiſs?

Vor undenklichen Zeiten hauste einmal ein Wirth nahe bei einem Walde. Er war sehr geizig und that mit dem kleinsten Dinge, als ob es Goldes werth wäre. Zur selben Zeit lebte ein mächtiger, reicher König, und der schaute das Geld nicht an, sondern lebte in Saus und Braus. Einmal schrieb der König eine Jagd aus und setzte für das beste Waidstück einen herrlichen Lohn. Wenn einer von Adel das beste Wild erjagen würde, sollte er des Königs Tochter zur Frau erhalten, wenn ein Gemeiner, so sollte dieser mit Gold reichlich belohnt werden.

Der Tag der Jagd brach an und auch unser Wirth war dabei, denn die Belohnung stach ihm zu sehr in die Augen. Den ganzen Tag wurde gejagt und geblasen und die Hunde bellten, daß es in den Wäldern einen Höllenlärm gab. Abends war die Jagd vollendet und den Preis erhielt ein Graf, der einen stolzen Hirsch mit goldenem Geweihe erjagt hatte. Der Wirth war aber mit seinem Tagewerk auch nicht unzufrieden, denn er hatte ein wildes Männlein, das ein goldenes Schwert

trug, eingefangen und mit sich heimgebracht. Das Männlein war so lieb und nett, daß der Wirth einen Glaskasten über dasselbe machen ließ und ihn auf den Kasten stellte und wenn Jemand den Wirth besuchte, so mußte er auch das wilde Männlein im Glaskasten sehen.

Die Wirthsleute hatten auch ein Söhnlein. Das war ein munterer, feiner Knabe und das einzige Kind im Wirthshause. Das wilde Männlein gefiel ihm gar über die Maaßen wohl und stundenlang stand er vor dem Kasten und konnte sich an dem kleinen Wichte und an dem funkelnden Schwerte nicht satt sehen. »Wenn ich nur auch so ein schönes, goldenes Schwert hätte,« dachte sich immer der Knabe, denn laut zu sagen wagte er es nicht seines geitzigen Vaters wegen. Als er einmal allein in der Kammer war und das Männlein im Glaskasten gar lieb und freundlich that, gewann der Knabe ein Herz und sagte; »O liebes Mannl! schenke mir doch dein goldenes Schwert! Ich bitte dich gar schön.«

»Gerne geb ich es dir,« antwortete das Männlein, »doch nur unter einer Bedingung. Du mußt mich aus dem Kasten lassen und es Niemandem sagen. Thust du das, so sollst du mein Schwert haben.«

Der Knabe war mit dieser Antwort zufrieden und versprach dem Männlein, was es verlangte. Aber nun fragte es sich, wie er zum Schlüssel des Glaskastens gelangen könnte, denn die Mutter mußte ihn wie einen Schatz bewahren und trug ihn immer bei sich. Der Knabe war gescheidt und wußte bald Rath. Er ging zur Mutter und bat sie, ihm Läuse zu suchen. Die Mutter hatte heute am willigen Kinde die größte

Freude, denn sonst wollte der Knabe sich diese Arbeit nie gefallen lassen. Die Mutter kämmte ihm nun das Haar aus und suchte und suchte, und während sie ihr ganzes Augenmerk auf die kleinen Thierlein gerichtet hatte, huschte der Knabe mit seiner Hand in den Küttelsack der Mutter und nahm ihr unbemerkt den Schlüssel heraus.

Der Bursche war nun froher Dinge, lief in die Kammer, wo das kleine Männlein stund, und ließ es aus dem Kasten.

Das Männlein hielt auch sein Wort, dankte seinem kleinen Befreier und schenkte ihm das goldene Schwert. Darauf sprang es zum Fenster hinaus und war in einem Nu in den Wald verschwunden.

Der Wirthsknabe mit dem goldenen Schwert wußte nun vor Freude fast nicht, was er anfangen sollte, stellte sich in den gläsernen Kasten hinein und that gerade so, wie das Männchen. Da kam aber die Mutter dazu und die erschrack nicht wenig, als sie ihren Buben im Glaskasten und vom Männlein keine Spur mehr sah. Sie rief gleich den Vater herbei und als dieser sah, was geschehen war, holte er sich birkene Ruthen, nahm den Knaben aus dem Kasten und schlug ihn so, daß er keinem Menschen mehr glich. Den so übel zugerichteten Kleinen warf er dann über die Mauer in den Anger hinaus mit den Worten: »Nun packe dich und geh zu deinem wilden Mannl hinaus!«

Der Knabe lag nun lange, lange im grünen Grase draußen, ohne zu sich zu kommen. Als er endlich die Augen aufschlug, stand das Männchen vor ihm, hielt ihn und nahm

ihn zu sich. Es führte ihn in den kühlen Wald hinaus, gab ihm Alles, was er brauchte, und zog ihn auf, wie sein eigenes Kind. Der Knabe wuchs zusehends und ward immer schöner und stärker. Als er größer und stark genug war, um eine Lanze schwingen zu können, lehrte ihn das Männlein die Ritterspiele und der Bube hatte seine größte Freude daran und lernte, daß es eine Lust war. Als er nun ausgelernt hatte, gab ihm das Männlein ein neues gar läppisches Kleid und ein Schwert und sagte zu ihm: »Du bist nun erwachsen und sollst auch die Welt sehen. Gehe nun aus dem Walde und suche die Königsstadt. Hast du diese gefunden, so diene an dem Hofe des Königs. Wenn dich aber Jemand fragt, wer du seiest, so sage immer: »Werweiß? und schweige sonst. Wenn dir aber etwas fehlt, so rufe mich. Ich werde dann gewiß kommen und dir helfen.« —

Mit diesen Worten entließ er den Wirthssohn aus dem Walde. Der war gar wunderlich aufgelegt, als er wieder ins Freie hinaus kam. Er war traurig und froh zugleich und so wanderte er weiter, bis er zur Königsburg kam. —

Als ihn dort der Wächter sah, mußte dieser laut auflachen, denn der Junge war gar absonderlich gekleidet und sah aus, wie ein Narr. Der Knabe wollte nun durchaus zum Könige, die Wächter aber ließen ihn nicht und hatten ihn zum Besten. Sie thaten ihm allerlei Fragen und er antwortete immer nur: »Werweiß?« und deßwegen hießen sie ihn nur Werweiß. Einem Diener gefiel aber der schöne, räthselhafte Jüngling und dieser meldete ihn dem Könige, der nun den Werweiß zu sich kommen ließ. Der König gewann

nun den wunderlichen Jungen lieb und ließ ihn in der Küche anstellen. Werweiß that nun Dienste als Küchenjunge, mußte Wasser tragen, Feuer machen, Holz spalten und Töpfe und Teller spülen. Das war aber dem Werweiß zu schlecht und er hätte aus der Küche wegkommen mögen. Deßwegen zerschlug er, als er einmal allein war, alles Küchengeschirr und trat die Scherben mit Füßen. Da kam aber das kleine Waldmännlein, verwies ihm dieses Treiben und machte alles wieder ganz.

Werweiß war aber damit nicht zufrieden und zertrümmerte noch zweimal das Küchengeräthe, Teller, Töpfe, Schüsseln, Häfen, Pfannen und Pfännlein. Aber immer kam das winzige Männlein und machte das Zertrümmerte wieder ganz. Das dritte Mal hatte ein Küchenjunge gesehen, wie Werweiß das Geschirr zu Stücken schlug, und dieser sagte es dem Koche. Der Koch war aber darüber böse und jagte den Werweiß aus der Küche in den Stall hinunter. Der frühere Küchenjunge war nun Stallknecht und mußte die Pferde füttern und tränken, sie striegeln und waschen. Das gefiel aber dem Werweiß gar nicht, denn er wäre lieber darauf herumgeritten und hätte lieber Ritterspiele getrieben. In dieser Zeit war der König in den Krieg gezogen, denn seine Feinde waren in das Land eingefallen und verbrannten die Dörfer und verwüsteten die Saatfelder. Da kam es zu einer großen Schlacht und der König hätte bald den Kürzeren gezogen. Wie der Werweiß im Stalle hörte, daß eine sehr bedenkliche Schlacht geschlagen werden sollte, rief er dem Waldmännlein, und Waldmännlein, kam und brachte dem Werweiß

fürstliche Kleider und ein ganzes Heer von Männlein. Werweiß zog die schönen Kleider an, schwang sich auf ein muthiges Roß und kam dem Könige zu Hilfe. —

Als die Feinde den unerwarteten Helfer des Königs und das neue Heer sahen, verloren sie den Muth und warfen sich in die Flucht. Sobald aber die Feinde flüchtig wurden, gab der Werweiß seinem Rosse die Sporen und jagte fort nach Hause und die kleinen Männlein mit ihm. Der König wollte dem unbekannten Retter danken, allein er war sammt Roß und Rüstung nicht mehr zu sehen. Wie der König als Sieger nach Hause kam, war Werweiß schon wieder im Stalle und putzte die Pferde.

Bald brach wieder ein neuer Krieg aus und das Männlein brachte ein Heer und Werweiß kam damit dem Könige zu Hilfe und verhalf ihm zum Siege. Nach vollendeter Schlacht wollte der König dem Retter danken, allein er war nirgends mehr zu sehen, denn er war wie im Sturm davon geeilt. Den König wunderte es wohl oft, wer seine Helfer gewesen waren, allein er mochte forschen und fragen, wie er wollte, nirgends konnte er eine Spur von den schönen Fürsten, die ihm zu Hilfe gekommen waren, entdecken. Und wie es diese zwei Mal gegangen war, so ging es auch das dritte Mal. Es kam wieder ein Fürst mit seinem Heere und schlug die Feinde und ritt dann mit seinen Mannen so schnell, als ein Wetter, davon. – Werweiß war aber, als der König heimkehrte, schon wieder im Stalle und putzte die Pferde. Allein das Stallknechtsein wollte ihm gar nicht behagen und er dachte: »Wenn ich doch aus dem verfluchten Stall draußen

wäre!« Wie sollte er aber da hinauskommen?! — Er ließ alle Pferde los und trieb sie gegen einander. Da schlugen und traten sie sich blutig, daß es ein Grausen war. »Wenn die andern das sehen, wird mich der Stallmeister aus dem Stalle jagen,« meinte Werweiß. Allein der Junge hatte sich verrechnet. Denn es kam das Waldmännlein und machte alle Pferde wieder gesund, als ob ihnen gar Nichts geschehen wäre. —

Werweiß war aber deßwegen im Stalle nicht zufriedener und ließ die Pferde noch zwei Mal los und diese schlugen sich mit den Hufen so blutig, daß das Blut über den Boden rann. Allein es half ihm nicht, denn es kam immer das kleine Waldmännlein und machte die Pferde gesund und heilte die Wunden. Das dritte Mal hatte aber der Stallmeister den Höllenlärm, den die losgelassenen Pferde im Stalle machten, gehört, wurde böse und jagte den Werweiß aus dem Stalle.

Der Junge war nun ohne Dienst und wußte nicht wo an und wo aus. Da erbarmte sich seiner der Gärtner und nahm ihn als Gartenjungen an. Werweiß mußte nun im Garten helfen, die Pflanzen bewässern, die welken Blätter abpflücken und der Blumen pflegen und das gefiel ihm besser, als in der Küche helfen und die Rosse striegeln. Da stand er wohl oft bei den Rosen und wenn er in ihren Kelch sah und ihren Duft einathmete, wurde ihm so wohl, daß er mit keinem Könige getauscht hätte. Er trug, wenn er im Garten war, immer einen Strohhut und hatte ihn so in das Gesicht gedrückt, daß seine schönen, goldenen Haare fast gar nicht

gesehen wurden. Und wenn Werweiß so die Blumen begoß oder bei ihnen sinnend stand oder gar jätete, da saß die älteste Königstochter wohl auf dem marmornen Söller droben und schaute in den Garten hernieder. Und so oft sie den Gartenjungen sah, konnte sie fast ihre Augen nicht wieder wegwenden, denn er gefiel ihr so wohl, weil er so schön, wie der Mai, war. Hatte sie ihn bei Tage gesehen, dann kam er ihr auch im Schlafe vor und es träumten ihr vom Gärtnerknaben die wunderlichsten Dinge. Einmal sah sie ihn wieder im Garten drunten bei den Blumen und da konnte sie nicht mehr droben bleiben, sondern mußte hinunter steigen. Sie ging zu ihm hin und bat um einen Blumenstrauß. Allein wie sie auch bat, Werweiß gab ihr keine Blumen, denn er wollte ihnen nicht das Leben nehmen, und gab ihr auch keine Antwort. Wie alles Bitten und Flehen nichts half, da wurde die Königstochter böse und ging zu den Rosen hin und riß die schönsten davon ab. Als Werweiß dieß sah, vergaß er das Gebot des Waldmännleins und sprach: »Reiße nicht die Rosen ab, denn« — — da fiel ihm aber die Rede des Männleins, die er im Zorne vergessen hatte, wieder ein und er schwieg und that, als ob er sich schämte. Wie er so dastand und leicht erröthet war, konnte ihm die Königstochter nicht mehr böse sein. Sie ging ihm näher und sprach: »Junger, nimm doch einmal deinen Hut ab, damit ich deine Haare sehen kann, ich bitte dich gar schön.«

Werweiß stellte sich aber, als ob er kein Wort verstände. Als die schöne Königstochter das sah, meinte sie wirklich, er verstehe ihre Rede nicht, ging auf ihn zu und wollte ihm den

Strohhut lüften. Das ließ aber der schöne Gärtnerjunge nicht geschehen und lief auf und davon, denn er fürchtete, an seinen Locken erkannt zu werden. Traurig und sinnend stand die Princeß bei den Rosen und ging dann auf ihr Zimmer zurück, um vom räthselhaften Jüngling zu träumen. Sie stand seit dieser Zeit noch öfter, als früher, auf dem Söller oder am Fenster und sah in den Garten hinab. Und wenn sie den Jungen drunten sah, vergaß sie Leid und Weh und fühlte sich gar glücklich. —

Indessen war seit den Kriegen fast ein Jahr vorüber gegangen und es standen die Bäume wieder mit goldenen oder rothen Blättern da und schüttelten sie in das bereifte Gras.

Da dachte der König wieder an die drei Schlachten und an die drei Könige, die ihm zur Hilfe gekommen waren. Wohl oft hatte er an die schönen Helden gedacht und Boten ausgesandt, um sie aufzufinden, allein alles Suchen war vergebens. Da fiel ihm ein, ein großes Hochzeitfest zu veranstalten und wenn die drei Könige kommen würden, jedem von ihnen eine seiner schönen Töchter zu geben. Er bereitete also ein großes königliches Fest, das zwei Tage dauern sollte, und lud aus Nah und Ferne Gäste ein. Selbst in die Nachbarländer sandte er Herolde und ließ Fürsten und Grafen zur Hochzeit laden. Seinen Töchtern aber gab er wundervolle, prächtige Geschenke. Diese sollten sie den Königen als ihren Erwählten geben. Wie der Tag des Festes anbrach, gab's ein Reiten und Fahren, als ob die wilde Fahrt los wäre. Droben im Königsschlosse waren alle Thüren und Thore bekränzt und im Saale wurde musicirt, als ob man

im Himmel wäre. Der König und seine drei schönen Töchter empfingen oben im Saale die Ankommenden und waren so schön gekleidet, daß man nichts Schöneres sehen mochte. Es kam der Mittag, allein die drei Könige kamen nicht. Man setzte sich zur Tafel und aß und trank, aber der König war schwermüthig und konnte nicht heiter werden. So ging es bis zum Abend. Da gingen die zwei jüngern Töchter zum Vater und sagten: »Was sollen wir mit den prächtigen Geschenken thun? Die Könige kommen doch nicht mehr.«

Da erwiderte der König: »Wegen meiner was ihr wollt, arme Kinder.«

Die zwei Töchter kehrten nun zurück, holten ihre Geschenke und gaben sie zwei Rittern, die ihnen am liebsten waren.

Die Aelteste saß aber ruhig und ernst da und gab ihr Geschenk Keinem. Sie dachte an den schönen Gärtner, der ihr so wohl gefiel und den sie heute noch nicht gesehen hatte. Die Schwestern merkten das und neckten sie mit dem Gärtnertroll, wie sie ihn nannten. Sie erwiderte aber kein Wort. Als man vom Tische aufgestanden war, holte sie das Geschenk und stieg in den Garten hinunter. Dort stand Werweiß sinnend bei den Rosen und war gar traurig. Wie sie ihn sah, hatte sie die größte Freude und gab ihm das prächtige Geschenk. Er küßte ihre Hand und wollte danken, aber da fiel ihm die Rede des Waldmännleins ein und er schwieg. — Traurig gingen Werweiß und die Königstochter von einander, denn es war ihnen gar schwer ums Herz. Noch trauriger war aber der alte König und es fraß ihm der Gram fast das Herz

ab, weil morgen Hochzeit sein sollte und kein Bräutigam sich sehen ließ. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, und seine Haare bleichten vor Kummer und Sorge über Nacht.

Während aber der König so ohne Schlaf auf seinem Bette lag, kam das Waldmännlein zum Werweiß in die Schlafkammer und brachte gar prächtige, goldgestickte Kleider, wie sie nur Könige tragen. Werweiß mußte gleich aufstehen und sich ankleiden. Dann führte ihn das graue Männlein in den Hof hinaus und da saßen hundert und hundert Reiter auf stolzen Rossen.

»Das ist Alles dein,« sprach das Männchen. »Nun melde dich dem Könige und wirb um seine Tochter.« So sprach das Männlein und verschwand. Da bliesen einige Reiter in die Trompeten und wie dieß der König hörte, eilte er an's Fenster. Da sah er den König, der ihm die Schlachten gewonnen hatte, und seine Mannen und er hätte vor Freude und Staunen vergehen mögen. Er setzte sich nun gleich die Krone auf, eilte in den Hof hinunter und umarmte den Werweiß. Dieser entschuldigte sich aber, daß er erst heute habe kommen können, und der König war deß zufrieden. Er führte nun den schönen Ritter hinauf in den Saal und bot ihm eine seiner Töchter an. Werweiß wählte sich die Aelteste und da mußte sie neben ihm sitzen und war so glücklich, daß sie selbst mit den Engeln im Himmel droben nicht getauscht hätte, weil ihr Bräutigam dem Gärtnerjungen so glich, wie ein Apfel dem andern. Es gab nun eine lustige Hochzeit, wie noch nie eine gefeiert worden ist, so lange der Himmel blau

und das Gras grün war. Und wie man so beisammen saß, sich Gesundheit trank und die Braut nie einen Blick von ihrem schönen Bräutigam wandte, öffneten sich plötzlich die Thore und ein schöner, stolzer König, dem der graue Bart bis auf die Brust niederwallte, trat mit einem großen Gefolge ein. Er eilte auf Werweiß zu und küßte ihn. Der König mit dem Barte war aber Niemand Anderes, als das Waldmännlein, das endlich erlöst war, weil Werweiß sein Gebot so treu befolgt hatte. Nun ging es noch lustiger her, als früher und die Freude hatte kein Maß. —

Werweiß und die älteste Königstochter gaben aber ein recht glückliches Paar und lebten bald beim Waldkönig, bald auf der Burg des Vaters. Als die Könige aber starben, erbte Werweiß beide Königreiche und war der reichste und glücklichste Fürst, der je lebte.

29.

Riese und Hirte.

(Vergleiche das Märchen: „Das tapfere Schneiderlein." Grimm B. I. S. 126.)

In alter grauer Zeit kam einmal ein Riese in ein Thal und der war so stark, daß ihm fast Alles möglich war. Er hob ganze Felsen auf und schleuderte sie, wie einen kleinen Stein, so weit, daß man sie fast nicht mehr sah. Einmal kam er zu einem Hirten und fragte ihn: »Kannst du einen Baum sammt den Wurzeln ausreißen?« — Und mit diesen Worten riß er eine Fichte, die einzeln da stand, aus dem Boden und kehrte das Unterste zu oberst.

Der Hirte, der dies sah, besann sich nicht lange und antwortete: »Das ist keine Kunst, ich kann's auch.«

Wie dieß der Riese gehört hatte, ließ er das gut sein und fragte weiter: »Kannst du aber auch aus einem Steine Wasser herauspressen?«

Bei diesen Worten nahm er einen aschtrockenen Stein her und preßte und preßte so lange, bis endlich das klarste Wasser aus dem Steine herausrann. Der Hirte sah zu und sagte: »Ja, das ist keine Kunst. Ich kann's auch.«

Da ließ der Riese das Steinpressen wieder gut sein und fragte zum dritten Male: »Kannst du einen Stein so hoch werfen, daß er erst nach einer Viertelstunde wieder zurückkommt?«

Und er warf einen Stein so hoch in die Luft, daß er erst nach einer Viertelstunde wieder auf die Erde fiel. Der Hirte hatte zugesehen und sprach lächelnd: »Das ist keine Kunst. Ich kanns auch. Morgen will ich dir Alles auch machen und vielleicht noch besser.«

Mit diesen Worten gingen sie auseinander. Der Hirte kehrte aber wieder zurück und höhlte fürs erste den Baum aus, den er ausreißen wollte, deckte ihn aber mit der Rinde so fleißig zu, daß man gar nichts merkte. Fürs zweite schaute er sich um ein großes Stück alten Käses und fürs dritte fing er sich einen Vogel. —

Als es am andern Tage noch früh am Morgen war, da kamen schon beide am verabredeten Platze zusammen. Da sprach der Hirte: »Ich kann den Baum nicht blos ausreißen, sondern ihn auch umbiegen.« Er bog nun den ausgehöhlten Baum um, bis er endlich krachte und brach.

Dann sagte er: »Nun will ich aus einem Steine das helllichte Wasser pressen.« — Er nahm nun statt des Steines den alten grauen Käslaib und drückte ihn, bis das helllichte Naß ihm an den Fingern herabrann.

Da machte der Riese große, weite Augen und sprach: »Du bist stärker, als ich gemeint habe. Aber nun mache auch das Dritte!« —

Da antwortete der Riese: »Ich kann den Stein noch höher werfen als du. Der Deinige ist in einer Viertelstunde wieder herabgefallen. Wenn ich aber aus vollen Leibeskräften einen Stein werfe, kehrt er gar nicht mehr wieder.«

Nach diesen Worten bückte er sich nieder und that, als ob er einen Stein aufheben würde. In der That nahm er aber den Vogel, griff aus und warf ihn empor. Dieser spreizte aber seine leichten braunen Flügel aus und flog und flog und kehrte nie mehr wieder.

Der dumme Riese glaubte aber, es sei wirklich ein Stein gewesen und wartete mit aufgespanntem Munde aufs Zurückfallen desselben. Als er aber nie zur Erde fiel, glaubte er, der Hirt sei stärker als er, und gab sich besiegt.

Hier hat auch das Märchen ein Ende und sagt nicht, was nachher der Riese gethan hat.

30.

Die singende Rose.

Ein König hatte drei Töchter, die waren alle drei weit schöner als die Jungfräulein heutzutage, und jede von ihnen hatte schon das sechzehnte Lebensjahr überschritten. Da dachte der König daran, eine von den drei Töchtern zur Königin zu machen. Er wußte aber nicht, welche er den übrigen zweien vorziehen sollte. Eines Tages ließ er nun alle drei vor sich kommen und sagte zu ihnen: »Meine lieben Kinder, ich bin jetzt alt und gebrechlich und jeder Tag ist mir nur geschenkt. Bevor ich aber sterbe, möchte ich alles in meinem Reiche in Ordnung bringen und Eine von Euch zur Erbin des Königreichs ernennen. Gehet nun hinaus in die weite Welt und diejenige von euch, welche bei ihrer Rückkehr eine singende Rose mitbringt, soll meinen Thron erben und Königin sein über das ganze Land.« Als die drei Töchter dieß gehört hatten, nahmen sie weinend Abschied von ihrem alten Vater und gingen aufs Gerathewohl hinaus ins fremde Land, jede auf einem andern Wege.

Einmal traf es sich, daß die jüngste und schönste von ihnen durch einen finstern Tannenwald zu gehen hatte. Da

sangen allerlei Vögel durcheinander, es war eine rechte Freude ihnen zuzuhören. Bald aber fing es an zu dämmern und die Vöglein flogen in ihre Nester und nach und nach wurde es mäuschenstille. Da fing es auf einmal an zu tönen so hell und laut und schön, wie es die Königstochter weder von Vögeln noch Menschen jemals gehört hatte, und sie dachte sich sogleich: »Das ist nichts anderes, als die singende Rose.«

Sie ging nun eiligst auf den Ort los, woher der Gesang zu tönen schien. Sie war noch nicht lange gegangen, da sah sie auf einem Felsen ein großes, alterthümliches Schloß, von dem die herrlichsten Töne in den Wald herabklangen. Mit allem Eifer stieg sie zum Schlosse hinan und zog einigemale an der Klinke. Da öffnete sich endlich knarrend das Thor und ein alter Mann mit langem, eisgrauem Barte schaute heraus. »Was ist dein Begehren?« fragte er griesgrämig die erschrockene Jungfrau. »Ich möchte eine singende Rose,« antwortete diese, »habt ihr nicht eine solche in eurem Garten?« »Ja wohl,« antwortete der Alte. »Nun was verlangt ihr dafür, wenn ihr mir dieselbe mitgebt?« »Zu geben brauchst du mir gar nichts für die singende Rose. Du kannst dieselbe heute noch haben, aber dafür werde ich in sieben Jahren kommen und dich mit mir in dieses mein Schloß nehmen.« »So bringt mir nur schnell diese kostbare Blume,« rief die Jungfrau erfreut, denn sie dachte nur an die singende Rose und an das Königreich, nicht aber an das, was nach sieben Jahren geschehen sollte.

Der Alte begab sich in das Schloß zurück und kam bald wieder mit einer vollen, glühenden Rose zurück, die sang so

schön, daß der Jungfrau vor Freuden das Herz hüpfte. Sie streckte begierig die Hand darnach aus und als sie die Blume in ihren Händen hatte, sprang sie wie ein Reh den Berg hinab, der Greis rief aber noch mit ernster Stimme nach: »Auf Wiedersehn in sieben Jahren.«

Die Jungfrau wanderte nun mit ihrer Rose die ganze Nacht durch den finstern Wald, denn die Freude über die singende Blume und das erworbene Königreich ließ sie alle Furcht vergessen. Die Rose sang aber auch auf dem ganzen Wege unausgesetzt fort und je lauter und schöner sie sang, desto freudiger, und schneller eilte die Königstochter der Heimat zu.

Als sie daselbst angelangt war und dem Vater alles erzählte, was ihr begegnet war, und die Rose so herrlich sang, da war eine unermeßliche Freude im Schlosse und der König ließ ein Fest nach dem andern anstellen. Bald kamen auch die beiden ältern Schwestern, allein sie hatten nichts gefunden und unverrichteter Sache wieder umkehren müssen. Jetzt wurde die jüngste Tochter, welche die Rose gebracht hatte, Königin; der alte Vater aber führte noch die Regierung fort. Die königliche Familie lebte nun recht schöne, fröhliche Tage, — allein schleunig verstrich Tag um Tag und Jahr um Jahr.

Endlich ging auch das siebente Jahr zu Ende und am ersten Morgen des achten erschien schon der Alte aus dem Schlosse vor dem Könige und verlangte von ihm diejenige von seinen Töchtern, welche die singende Rose nach Hause gebracht habe. Da stellte ihm der König die älteste Tochter vor, der Alte aber schüttelte unwillig den Kopf und murrte: »Das ist nicht die rechte.« Wie nun der König sah, daß

da mit Betrug nichts auszurichten sei, übergab er ihm mit blutendem Herzen das jüngste und liebste seiner Kinder.

Die Königstochter mußte nun mit dem griesgrämigen Graubarte in jenes Schloß wandern, aus dem sie einst die singende Rose geholt hatte. Das war für die schöne Jungfrau ein sehr trauriger Aufenthalt, denn sie hatte niemanden um sich, als den alten Gebieter, und Tag und Nacht dachte sie mit großem Herzeleid an ihren Vater und ihre Schwestern. Andere Freuden hatte sie freilich im Schlosse vollauf, aber nichts konnte sie trösten, weil sie keine liebe Gesellschaft um sich hatte und ihre Gedanken immer in der Heimat waren. Zudem waren ihr alle Thüren und Kästen im Schlosse versperrt und der Alte gab ihr keinen einzigen Schlüssel in die Hände.

Einmal vernahm sie — weiß Gott wo! — ihre älteste Schwester wolle sich mit einem benachbarten Fürsten vermählen und in wenigen Tagen solle die Hochzeit sein. Da ließ es ihr nun keine Ruhe mehr, sie ging zu dem Alten und bat ihn um die Erlaubniß, bei der Hochzeit ihrer Schwester zugegen sein zu dürfen.

»Nun, so geh' halt!« brummte der Alte. »Aber das sag ich dir zum Voraus, den ganzen Hochzeittag hindurch sollst du mir nicht lachen. Uebertrittst du mein Gebot, so zerreiße ich dich in tausend Stücke. Ich selbst werde in einem fort an deiner Seite bleiben und sobald du nur zum Lachen den Mund verziehst, ist's um dich geschehen. Also wohlgemerkt!«

Der Königstochter schien dieß ein Leichtes und am bestimmten Tage erschien sie mit dem alten Graubarte bei der

Hochzeit ihrer Schwester. Es war große Freude im Königsschlosse, als man die lange vermißte Königin wieder herankommen sah. Diese war recht fröhlich und machte sich den Tag wohl zu Nutzen, aber sie vergaß auch das Gebot des Alten nicht und verzog nicht einmal den Mund zum Lachen. Abends mußte sie wieder Abschied nehmen von den Ihrigen und trübselig ging sie mit ihrem Begleiter in das einsame Schloß zurück. Da fingen nun wieder langweilige Zeiten an, so daß die arme Königstochter immer froh war, wenn wieder ein Tag heimging.

Da kam nun einmal das Gerücht zu ihren Ohren, die andere Schwester werde auch in Kürze Hochzeit haben. Da ließ es ihr wieder keine Ruhe und sie fragte den Alten, ob sie denn nicht bei der Hochzeit ihrer zweitgebornen Schwester zugegen sein dürfte. »So geh denn,« brummte der Alte, — »aber dießmal darfst du den ganzen Tag kein Wort reden. Ich werde wieder mit dir gehen und dich fleißig beobachten.«

Der Königstochter schien das ein Leichtes und am bestimmten Tage erschien sie mit dem alten Graubarte bei der Hochzeit ihrer Schwester und es war große Freude im Königsschlosse, als man die lange vermißte Königin wieder einmal herankommen sah. Alles eilte ihr entgegen und begrüßte und bewillkommte sie und fragte sie um allerlei Dinge. Sie aber that, als ob sie stumm wäre, und ließ kein Sterbenswörtlein über ihre schönen Lippen fahren. Es war ihr dabei freilich auch nicht so wohl zu Muth wie das vorige Mal, und Abends, als Alles untereinanderschwätzte, so daß es ein Summen abgab, wie in einem Bienenkorbe, da entschlüpfte auch

ihr ein Wörtlein. Der Alte stand rasch auf, nahm sie bei der Hand und führte sie aus dem Saale in sein einsames Schloß. Hier hatte nun wieder die Königstochter andere Dinge in Hülle und Fülle, aber alle liebe Gesellschaft mußte sie vermissen und es kam ihr wieder recht langweilig vor.

Eines Tages, als sie eben traurig durch den Garten ging, in welchem einst jene Rose geblüht und gesungen hatte, kam der Alte auf sie zu und sagte mit ernster Miene: »Königliche Jungfrau! wenn du morgen, während es Zwölfuhr schlägt, in drei Streichen meinen Kopf abschlägst, so ist Alles dein, was du im Schlosse findest, und du bist frei für immer!« Die Königstochter faßte sich bei der Rede des Alten ein Herz und sie entschloß sich das Wagestück auszuführen.

Am andern Tage — es war Samstag — ein wenig vor zwölf Uhr erschien der Alte vor ihr und entblößte seinen Nacken. Sie zog das Schwert, das sie sich umgehängt hatte, und als die Schloßuhr den ersten Streich hören ließ, schwang sie das Schwert zum erstenmal, dann rasch nach einander noch zweimal, und der Kopf des Alten kugelte auf den Boden hin. Aber sieh da — statt des Blutes hüpfte aus dem Kopf ein Schlüssel heraus, der alle Kästen und Thüren im ganzen Schlosse öffnete. Da fand nun die Königstochter viele, viele Kostbarkeiten und war steinreich und frei für immer.

31.

Nothwendigkeit des Salzes.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, die er alle drei recht herzlich liebte, weil sie brav und schön waren. Er wußte nun nicht, welche von den dreien er zur Königin bestimmen sollte. Als sein Geburtstag vor der Thüre stand, ließ er die Töchter vor sich kommen und sprach zu ihnen: »Meine lieben Kinder, ich habe euch alle drei recht herzlich gern und wußte lange nicht, welche von euch ich zur Erbin meines Thrones einsetzen sollte. Nun aber bin ich mit mir eins geworden, daß diejenige von euch, welche mir etwas zu meinem Geburtsfeste bringt, was im menschlichen Leben höchst nothwendig ist, Königin werden soll. Geht also und bedenkt euch die Sache mit allem Fleiße!«

Als der Geburtstag des alten Königs herankam, da brachten ihm die zwei ältesten Töchter sehr nothwendige, aber zugleich höchst kostbare Dinge zum Geschenke. Die jüngste aber brachte in einem verzierten Gefäße nichts mehr, als ein Häuflein Salz. Wie der König dieß ihr Geschenk sah, ward er über und über zornig, jagte seine Tochter aus dem Schlosse

und verbot ihr, sich jemals wieder unter seine Augen zu wagen.

Die verstoßene Königstochter zog nun mit tiefem Herzeleid in die ihr unbekannte Welt hinaus und nur das Vertrauen auf ihre Verständigkeit vermochte sie einigermaßen zu trösten. Nachdem sie eine gute Zeit so fortgegangen war, kam sie zu einem Wirthshause. Da fand sie eine wackere Wirthin, die das Kochen von Grund aus verstand. Bei dieser ging sie in die Lehre und brachte es bald so weit, daß sie die Wirthin in der Kochkunst um ein Gutes übertraf. Man redete nun weitum von der vortrefflichen Köchin, die in diesem Wirthshause sei, und jedermann, der des Weges kam und noch ein Paar übrige Kreuzer in der Tasche klingen hörte, kehrte ein, um sich einen Braten oder was Vornehmeres geben zu lassen.

Der Ruf der berühmten Köchin drang auch zu den Ohren des Königs und bewog ihn, dieselbe als Hofköchin anzunehmen. Da trug es sich zu, daß die älteste Königstochter Hochzeit hatte und die berühmte Köchin das Hochzeitmahl mit allem Aufwande bereiten mußte. Am Hochzeittage wurde also die eine vornehme Speise nach der andern aufgetragen, so daß fast der Tisch krachte. Alles war vortrefflich gekocht und das Lob der Köchin ging von Mund zu Munde. Endlich kam auch die Lieblingsspeise des Königs. Dieser nahm schnell seinen Löffel und verkostete. »Die Speise da ist nicht gesalzen,« rief er zornig, »laßt die Köchin vor mich kommen!«

Man lief also schnell um die Köchin und diese trat unerschrocken in den Saal. »Warum hast du meine Lieblings-

speise zu salzen vergessen, du nachlässiges Mädel!« barschte sie der König gleich an. Die Köchin aber antwortete: »Ihr habt ja eure jüngste Tochter verstoßen, weil sie das Salz für so nothwendig hielt. Seht ihr jetzt vielleicht ein, daß euer Kind so unrecht nicht hatte?«

Wie der König diese Worte hörte, erkannte er seine Tochter, bat sie um Verzeihung, hieß sie an seine Seite sitzen und nahm sie wieder als sein liebes Kind auf. Jetzt wurde die Hochzeit erst recht lustig, und der König lebte noch viele Jahre nach dem Hochzeittage freudig und liebevoll bei seinen Kindern.

32.

Goldener.

(Nicht zu verwechseln mit J. Kerners Märchen, das diesen Titel führt (sieh dessen Dichtungen 3. Auflage 2. Band S. 234) und auch in Bechsteins Märchenbuch (sieh S. 159) übergegangen ist.)

Ein armer, armer Knabe ging einmal durch den grünen Wald. Er war sehr traurig und in den Augen stunden ihm Thränen. Wie er so hinwanderte und es ihm ums Herz recht schwer war, stand plötzlich ein uraltes Weibchen vor ihm. Ihre Haare waren grau, wie der Baumbart, und in ihrem Munde wackelte kein Zahn mehr.

»Warum bist du so traurig, mein Kind?« fragte im traulichen Tone das Mütterchen und blickte den Knaben mitleidig an.

Der Junge faßte sich nun ein Herz und erwiderte: »Ja das ist leicht zu errathen. Mein Vater ist todt und meine Mutter kann nicht so viel verdienen, um uns beiden den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Deßwegen muß ich betteln gehen und das thue ich so ungern, denn die Leute schauen mich dann oft wie einen Schelm an.«

Das alte Mütterchen schien noch mehr Mitleiden mit dem armen Knaben zu fühlen und sprach: »Wenn nur das ist, so soll dir bald geholfen sein. Komm nur mit mir.«

Und sie nahm den Knaben mit sich und führte ihn waldein. Sie mochten mit einander eine halbe Stunde gegangen sein, als sie zu einem großen, schönen Hause kamen, das ganz aus Marmelsteinen gebaut und so weiß, wie Schnee, war. Das Mütterchen ging voraus hinein, und der Knabe folgte. Er hatte die größte Freude, denn ein so schönes Haus hatte er noch nie gesehen. Sie kamen in einen großen Saal und da sprach das Mütterchen zum neugierigen Knaben, der Augen machte, als ob er aus dem Himmel gefallen wäre: »Wenn du willst, kannst du hier bleiben. Du hast sonst Nichts zu thun, als das Feuer unterm Kessel in der Küche nachzuschüren. Zwei Dinge mußt du mir aber hoch und theuer versprechen. Du darfst nie in den Kessel hineinsehen und auch nie das Kästchen öffnen, das neben dem Heerde an der Mauer sich befindet. Befolgst du Alles getreulich, so wirst du am Ende des Jahres einen großen Lohn bekommen, denn nach einem Jahre wirst du mich wieder sehen.« —

Der Knabe war mit dem Antrage ganz zufrieden und versprach Alles fleißig zu befolgen. Das Mütterchen führte ihn nun in die Küche, zeigte ihm den Kessel und das Kästchen und ging dann fort.

Der Knabe war nun allein im Schlosse und lebte, wie ein Graf. Er hatte Speise und Trank im Ueberflusse und in der Nacht ein weiches Bettlein. Er kam aber auch getreulich seinem Dienste nach und schürte, daß es eine Lust war. Das Feuer brannte und prasselte immer munter fort und im Kessel sott und brodelte es, wie an einem Kirchtage. —

So verging ein Tag nach dem andern, und ehe es der Knabe dachte, war ein Jahr vorüber gegangen und das alte Mütterchen stand vor ihm.

»Du hast brav gedient,« sprach sie und gab dem Knaben hundert und fünfzig Goldgulden. »Wenn du so fortfährst und fleißig bist, werde ich dir, wenn ich wieder komme, noch so viel geben.« Kaum hatte sie dieses gesagt, so war sie wieder fort, und der Knabe wußte nicht, wohin sie gegangen. Er war über seinen Lohn hoch erfreut und kochte fleißiger als im ersten Jahre. Er schürte und schürte und lebte sonst froh und glücklich. So verging ein Tag nach dem andern und ehe er's meinte, war ein Jahr vorüber und das Mütterchen stand vor ihm. Sie schien eine große Freude zu haben und sprach: »Du hast dich brav gehalten, mein Kind! Wenn du so fortfährst und so fleißig bist, werde ich dir in Zukunft das Doppelte geben.« Sie gab ihm dann die dreihundert Goldgulden und verschwand wieder.

Der Knabe diente wieder im Schlosse fort und schürte, daß das Feuer lustig aufloderte und an ein Auslöschen gar nicht zu denken war. So verging wieder ein Jahr und am letzten Tage desselben kam das Mütterchen, sah Alles wohlbestellt uud sprach Beifall lächelnd: »Du bist ein braver Junge. Nimm hier die sechshundert Goldgulden und wenn du noch ein Jahr mir so treu und redlich dienst, werde ich dir noch zweimal soviel Geld geben.« —

Das Mütterchen hatte es gesagt und verschwand. Der Knabe war über die sechshundert Goldstücke hoch erfreut und nahm sich vor, recht fleißig zu sein. Allein so sehr er sich

auch beflis, recht folgsam und treu zu sein, so kam ihm doch immer der Gedanke, was etwa im Kessel und im Kästchen sein möchte. »Was würde auch dahinter sein, wenn ich hineingucken thäte,« dachte er sich oft, that es aber dennoch nicht.

Einmal aber kam ihm der Gedanke immer von neuem und er sah endlich in den Kessel hinein. Allein er konnte Nichts sehen. Da langte er den Finger hinein und sah, als er ihn herausgezogen hatte, daß dieser ganz golden war. Was war nun zu thun? Er wusch ihn ab, schabte ihn ab — allein Alles war umsonst. Da wußte er kein anderes Mittel und verband mit einem kleinen Stückchen Leinwand den goldenen Finger, damit ihn die Alte nicht sehen sollte.

Dann öffnete er das Kästchen, das neben dem Herde an der Mauer war, und da fand er ein Buch, in dem geschrieben war: »Wer das Buch hat, kann verlangen, was er mag und will.« Er nahm nun das Zauberbuch heraus und steckte es in den Hosensack, denn er dachte: »das kann ich gewiß auch brauchen.« Kaum hatte er aber das Buch zu sich gesteckt, da stand das alte Mütterchen vor ihm und war gar zornig. Ihre Augen waren vor Zorn ganz feuerroth. Sie jagte ihn aus der Küche und warf ihm den Kessel nach, gerade auf den Kopf. Davon wurden seine Haare so schön gelb, daß man meinte, sie seien eitel Gold. Der Knabe ging nun durch den Wald und wollte sich anderswo ein Unterkommen suchen. Damit aber sein Haar nicht beschmutzt werde, bedeckte er sein Haupt mit einer Baumrinde, die er nie mehr abnahm.

Er war schon lange gegangen und der Abend dunkelte schon ins Thal herein, als er endlich ins Freie kam. Da sah

er nun die schönsten Gärten und in der Mitte stand ein stolzes Schloß. Das Schloß gehörte dem Könige und dieser wohnte darin mit seiner Tochter und vielen, vielen Dienern und Dienerinnen. — Der Knabe ging auf das Schloß zu und fragte sich dort um einen Dienst an. Er gefiel dem Schaffner und wurde anfangs zum Schaafehüten angestellt. Er war zufrieden und hütete am Hügel draußen die Schaafe und Lämmlein. Und siehe, die Thiere wurden immer schöner, und nie ging eines davon verloren. Als der Schaffner dieses sah, lobte er Goldener und machte ihn zum Gärtner.

Goldener arbeitete nun im Garten und pflegte die Pflanzen und Blumen und hatte seine Freude daran. Die schöne Königstochter kam oft in den Garten herunter und freute sich, wenn alles so sauber und reinlich und die Blumen so gut gepflegt waren. Sie war dem Gärtner von Tag zu Tag mehr geneigt, weil er so fleißig auf den Garten schaute. Als eines Tages sie wieder im Garten war, sah sie sein schönes, goldenes Haar, und seitdem gefiel ihr der Gärtner noch besser und sie konnte ihn nicht genug ansehen.

Um dieselbe Zeit wollte der König sich einen Nachfolger und der Tochter einen Gemahl suchen, denn er war schon alt und des Herrschens satt geworden. Er dachte nun hin und her und konnte Keinen finden, der ihm und seiner Tochter recht gewesen wäre. Besonders wollte der schönen Princeß Keiner gefallen, denn sie dachte immer an den goldlockigen Gärtner. Da war endlich der alte König des Wählens überdrüssig und sprach: »Wenn dir von den Vorgeschlagenen

keiner gefällt, so nenne du mir einen, den du gerne haben möchtest.«

Die Königstochter besann sich nicht lange und nannte den Gärtner mit den goldenen Haaren.

Da wurde der König so böse und zornig, daß er die Tochter von sich jagte und sie nicht mehr als sein eigen Kind anerkannte. Er wollte sie aus dem Schlosse jagen. Allein sie bat und flehte so lange, bis sie im Schlosse noch bleiben durfte. Dafür mußte sie aber wie eine Magd in der Küche sein und die schwersten Dienste thun. Der König alterte aber zusehends, denn der Gram zehrte an seinem Herzen.

Nicht lange Zeit darauf brach ein Krieg aus und der König mußte sich rüsten. Bald hatte er ein großes Heer beisammen und er musterte es vor dem Schlosse. Wie Goldener die Helme und Panzer so funkeln und die Fahnen im Winde flattern sah, kam ihn die Lust an auch mitzuziehen. Er ging nun zum Könige und bat um die Erlaubniß auch ausziehen zu dürfen. Der König war recht böse, als er den Gärtner sah, gewährte ihm aber doch die Bitte. »Ich werde für dich schon ein Kräutlein finden,« dachte er sich und gab dem Goldener ein Pferd, das nur drei Füße hatte, und ein Schwert, das um und um vom Roste zerfressen war. Die Krieger lachten ihn aus, aber Goldener machte ein ernstes Gesicht, als ob Alles so sein müßte.

Das Heer zog nun fort, der König ritt an der Spitze desselben, Goldener hinkte am Ende desselben auf seiner dreibeinigen Gurre nach. So ging es eine Zeit lang fort, bis der Weg durch eine sumpfige Gegend führte. Da ritt das

Heer weiter; das dreifüßige Pferd des Goldener blieb aber im Moore stecken und konnte unmöglich vorwärts kommen. Das Heer war noch nicht weit entfernt, da rückte der feindliche König heran und es kam zur entscheidenden Schlacht. Wie Goldener das sah und den Lärm hörte, dachte er an sein Buch und wünschte sich ein schnelles, starkes Pferd, ein schönes, scharfgeschliffenes Schwert und ein purpurrothes, mit Silber durchwirktes Gewand. Er hatte kaum den Wunsch gethan, so saß er auf einem muthigen Rosse, hatte ein herrliches, scharfes Schwert in der Hand und hatte ein so prächtiges Purpurkleid an, daß man sich nichts Schöneres denken konnte. Nun gab er dem Rosse die Sporen, und im Nu trug es ihn hinein in die Schlacht und die goldenen Locken flogen hoch auf. Wie ein Blitz so schnell sprengte er nun bald dahin, bald dorthin und überall verbreitete er Blut und Wunden. Es stand nicht lange an und die Feinde stürzten sich heulend in die Flucht und der glänzendste Sieg war errungen. — Der König wußte nicht, ob er wache oder träume, ob der unbekannte Retter ein Mensch oder ein Engel sei. Wie er so nachsann, ritt der Goldener an ihm vorüber, und weil er auf des Königs Wort nicht anhielt, schleuderte dieser ihm das Schwert nach, um ihn zu kennzeichnen. Die Waffe verwundete den Reiter an der Ferse, die Klinge sprang und ihre Spitze blieb im Fuße des Goldener stecken. Goldener kümmerte sich aber nicht darum und sprengte von dannen zu seinem dreifüßigen Gaule. Dort zog er sein Kleid aus, setzte sich auf das alte Roß — und Schwert, Purpurmantel und das schöne Pferd waren verschwunden. Wie er vor der Schlacht

dasaß, saß Goldener wieder da, und Heer und König ritten an ihm vorüber und verlachten ihn. Als alle vorüber waren, wollte er auch nach Hause kommen und ritt weiter und kam endlich zwei Tage nach der Ankunft des Königs im Schlosse an. Die Wunde hatte sich aber um vieles verschlimmert und der Gärtner bat um einen Arzt. Als der König dieses hörte, mußte er hell auflachen. Es kam ihm so wunderlich vor, daß der Gärtner, der nur ferne dem Kampfe zusah, verwundet sein sollte. Er konnte es kaum glauben und stieg aus Neugierde, der Sache auf den Grund zu kommen, in die Stube des Gärtners hinab. — Was machte aber der König für Augen, als er die Wunde sah, und die Spitze des Schwertes, auf dem sein königlicher Name geschrieben stand, aus der Wunde gezogen wurde!

Der König fragte den Verwundeten nun aus, ob er auch im Kampfe gewesen wäre, und der Gärtner erzählte ihm nun Alles haarklein. Da küßte der alte König den Kranken, ließ seine Tochter holen und hatte sie noch lieber, als je. Goldener wurde aber gepflegt, als ob er der Sohn des Königs wäre. Und als die Wunde geheilt war, wurde Hochzeit gehalten und der König hatte am Paare die größte Freude. So lebten alle drei viele Jahre glücklich beisammen. Als der alte König gestorben, wurde Goldener König und war so mächtig, weise und fromm, wie weder vor noch nach ihm Einer zu sein das Glück hatte.

33.

Der tapfere Rittersohn.

Es war einmal ein Ritter, der hatte drei Söhne, von denen er viele Freude zu erleben hoffte. Als der älteste davon achtzehn Jahre alt war, mußte er hinaus in die weite Welt, um seinen Muth und sein Glück zu versuchen. Da ritt er nun eines Tages durch einen finstern Wald, und auf einmal kam ein furchtbares Ungeheuer auf ihn zugelaufen. Er setzte sich tapfer zur Wehr und streckte das Ungethüm mit seiner Lanze zu Boden. Dann schnitt er aus dem abscheulichen Rachen die Zunge heraus und ritt eiligst in seine Heimath zurück.

Der Ritter war vor Freude fast außer sich, als er von der Heldenthat seines Sohnes hörte und die Zunge als Wahrzeichen sah. Er ließ im Schlosse ein herrliches Fest veranstalten und erzählte allen Geladenen unermüdlich von dem kecken Muthe seines ältesten Kindes.

Als der zweite Sohn das achtzehnte Jahr erreicht hatte, mußte auch er hinaus in die weite Welt. Er ritt eines Tages gemach durch einen dichten Wald, da kam ein furchtbares Unthier auf ihn losgerannt und machte Miene ihn sammt

seinem Rosse zu verschlingen. Er aber verlor seine Besinnung nicht, wehrte sich tapfer und als er das Ungethüm erlegt hatte, schnitt er aus dem abscheulichen Rachen die Zunge heraus und brachte sie als Wahrzeichen nach Hause. Der alte Ritter hatte wieder eine unermeßliche Freude, ließ sich die kecke That drei- und viermal erzählen und versammelte dann wieder seine Nachbarn zu einem glänzenden Feste. Ja, — dießmal war die Festlichkeit noch weit größer, als bei der Rückkehr des ersten Sohnes.

Der jüngste von den dreien war ein überaus kecker Junge und erwartete es nicht bis zu seinem achtzehnten Geburtstage. Schon im siebzehnten Jahre machte er sich auf und zog auf Wag und Gefahr in die weite Welt hinaus Bald begegnete ihm in einem Walde ein Ungeheuer, das nicht viel schöner aussah, als jene, welche seine Brüder erlegt hatten. Er machte dem Ungeheuer mit seiner Lanze den Garaus, aber das wollte ihm nur ein Spaß scheinen, und er ritt wieder gemach vorwärts. Aber bald kam's ärger. Der Wald, in dem er sich befand, war sehr dunkel und es hielten sich gerne Räuber in demselben auf. Auf einmal brach eine ganze Rotte aus dem Dickicht hervor und hielt den Rittersohn an. Dieser fragte nicht lange: »Was?« und »Warum?«, sondern schoß frisch einen Pfeil ab und traf einen Räuber gerade auf dem Herzen, so daß er augenblicklich todt niederfiel. Einen zweiten durchbohrte er mit der Lanze, da schwang aber schon ein dritter das Schwert gegen ihn. Hurtig riß er ihm das aus der Hand und rannte es ihm in den Leib. Auch seine Lanze hatte nebenbei nicht »gefeiert,« sondern stack schon in der

Brust eines andern Räubers, und das Schwert, nachdem es einmal die Probe abgelegt hatte, that auch zum zweitenmale seine Dienste. So waren fünf Räuber gefallen, die übrigen aber hatten am Zuschauen genug und liefen davon, als ob sie der Wind wegbliese. Der Rittersohn dachte noch nicht an's Heimgehen, sondern ließ seinen Gaul vorwärts traben, als ob gar nichts geschehen wäre.

Bald sah er vor sich eine Höhle, darin saßen drei Riesen, und jeder von ihnen hielt ein gutes Stück Braten in den Händen und nagte daran. Da ließ der Muthwille dem jungen Ritter keine Ruhe, bis er nicht seinen Bogen anlegte, um sich einen Spaß zu machen. Der Pfeil flog weg, unb husch! mit ihm das Stück Braten vom Maul eines Riesen. Zornig sprang der Riese auf und brüllte mit fürchterlicher Stimme in den Wald hinein: »Wer hat mir meinen Braten weggeschossen?« Endlich sah er einen Jüngling mit Bogen und Köcher rasch auf die Höhle losgehen. »Hast du mir meinen Braten weggeschossen?« »Ja ich hab's gethan.« »Wer hat dirs erlaubt?« Der Jüngling lachte über diese Frage und es setzte nun einen kurzen Streit zwischen ihm und dem Riesen ab. Aber bald war wieder Frieden gemacht, denn »mit diesem,« raunten sich die Riesen ins Ohr, »ist nicht gut Nüsse knacken.«

»Gerade recht, daß ihr da seid,« sagte Einer von den Dreien, »ihr könntet uns mit eurer Kunst keinen kleinen Gefallen thun. Da drüben jenseits des Waldes ist ein großes Schloß, darin wohnt eine wunderschöne Königstochter. Die hätten wir lange schon in unsere Gewalt gebracht, wenn nicht der Schloßhund allemal, so oft wir den Mauern nahe

kamen, einen so furchtbaren Lärm gemacht hätte, daß das ganze Schloß zusammenlief, um zu sehen, was es gäbe.«

»Dem Hund will ich das Bellen schon austreiben,« fiel der Rittersſohn ein.

»Nur nicht so voreilig,« meinte der Riese, »das ist nicht so leicht, wie einen Braten vom Maul wegschießen.«

»Was schert mich ein Hund?« erwiderte rasch der Rittersſohn, »hab ich ja schon einem ärgern Unthier den Garaus gemacht. Könnt euch drauf verlassen, morgen legt euch der Schloßhund nichts mehr in den Weg.«

Richtig! am folgenden Tage Abends rührte sich der Hund nimmer und die drei Riesen hoben ihre langen Füße rüstig auf und liefen dem Schlosse zu. Dem Rittersſohn tropfte auf allen Seiten der Schweiß herab, denn er wollte auch nicht der Letzte sein.

Als alle Viere vor dem Schlosse standen und an der Mauer herumsuchten, da fanden sie in derselben ein nicht gar großes Loch und es war beschlossen, daß der Rittersſohn, weil er der kleinste war, zuerst durch dasselbe hineinschlüpfen sollte. Wie er drinnen war, steckte der erste Riese den Kopf durch das Loch hinein und wollte hineinkriechen. Wie aber der große Kopf hinter der Mauer ankam, zog der Rittersſohn sein Schwert und hieb denselben mit einem Streiche herunter. Den »ungeschickten« Leichnam zog er herein, so daß die zwei andern Riesen nichts anders meinten, als ihr Geselle spaziere nun im Schlosse herum. Der zweite Riese wollte nun nachfolgen, aber es ging ihm nicht besser, als dem ersten. Nun war der dritte noch allein übrig und wollte seinen

Kameraden folgen. Wie sein Kopf hinter der Mauer war und die Beine noch draußen »hinabglanggerten,« ging es ihm eben so, wie seinen Gesellen.

Nun schlich der Rittersjohn durch die Gänge und Säle des Schlosses, schaute sich alles genau an und kam endlich in das Gemach der Königstochter. Hier mußte er fast die Hand vor die Augen halten, so sehr glitzerte es von Gold und Edelsteinen und Geschmeide aller Art, das auf Tischen und Kästen herumlag. Er steckte schnell einen königlichen Schmuck und allerlei Kostbarkeiten zu sich und suchte dann, so schnell er nur konnte, ins Freie zu kommen. Bevor er zum Loch hinauskroch, schaute er noch die drei todten Riesen an. »Nun habe ich ein schönes Stück Arbeit gemacht,« dachte er sich, »und kann mich ohne Schande in der Heimath sehen lassen.«

Mit großer Eile ritt er nun nach Hause und lauter Jubel erscholl im väterlichen Schlosse, als es hieß, der jüngste Sohn sei als ein rechter, erprobter Ritter wiedergekommen. Als er aber fragte, warum sein alter Vater nicht erscheine, um ihm zum Willkomm die Hand zu drücken, da zeigte man auf die Familiengruft. Er wußte wohl, was das zu bedeuten habe, und die hellen Thränen kugelten ihm über die Wangen herab.

Als man im Schlosse, in welchem die schöne Königstochter wohnte, die Leichname der drei Riesen gefunden hatte, wunderte man sich darüber, wer es wohl gewagt habe, den drei großen Kerlen den Garaus zu machen. Es ward beschlossen, die Königstochter solle ihrem Retter die Hand anbieten, und man dachte hin und her, wie man etwa denselben ausfindig

machen könnte. Da kam der Königstochter ein kluger Gedanke in den Sinn. Sie ließ in dem Walde, worin früher die Riesen gewohnt hatten, ein Wirthshaus bauen und unter der Thüre einen Schild anbringen mit der Aufschrift: »Heute umsonst, morgen ums Geld.« Statt des Bezahlens aber mußte jeder, der im Wirthshause einsprach, seine Lebensgeschichte erzählen. Die schöne Königstochter verkleidete sich und bediente als Kellnerin die Gäste.

Da reisten nun einmal jene drei Rittersöhne mit ihrer Mutter durch diesen Wald und sahen das stattliche Wirthshaus. Als die Rittersfrau die Aufschrift über der Thüre las, war sie ein wenig von der Neugierde geplagt. Sie ließ also Halt machen und trat mit ihren drei Söhnen in die Wirthsstube. Die drei Brüder zechten nach gutem Ritterbrauch und bald forderte die Kellnerin von den werthen Gästen ihre Lebensgeschichte.

Da erzählten nun die zwei ältern Rittersöhne lang und breit von der Erlegung eines Ungethüms und von allerlei kleinern Streichen, die sie für große Heldenthaten hielten. Als die Reihe an den jüngsten gekommen war und er zu erzählen anfing, wie er in der Ritterburg da droben drei Riesen getödtet und aus dem Gemach der schönen Königstochter viele Kostbarkeiten mit sich genommen habe, — und als er nun gar das Geschmeide aus seinem Wams zog und der Kellnerin vorzeigte, da verließ diese ihre Gäste und kam erst in einer Viertelstunde wieder in die Wirthsstube. Das hatte aber jetzt ein anderes Ansehen. Die Kellnerin stand in königlichem Schmucke vor ihren Gästen. Diamanten strahlten

auf ihrem Haupt, als wollten sie mit den hellen Aeuglein wetteifern, und ihr blaues Kleid glitzerte von Gold und Edelsteinen, wie der Himmel in einer sternenhellen Nacht. So trat sie vor den jüngsten Rittersſohn, und ihm freundlich in die Augen schauend, sagte sie: »Wisset, daß ich diejenige bin, die ihr von den drei Riesen befreit habt. Nehmt, wenn ihr wollt, meine Hand zum Danke.« Da wußte sich der junge Ritter vor Freude fast nicht zu fassen, er drückte seine Hand recht fest in die ihm dargebotene Rechte der schönen Jungfrau, und Mutter und Brüder wünschten ihm herzlich Glück zu seiner holdseligen Braut.

Nach wenigen Wochen wurde in dem Schlosse, in welchem den drei Riesen der Garaus gemacht worden war, die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und die neuen Eheleute lebten glücklich beieinander bis an ihr spätes Ende.

34.

Nadel, Kämmlein und Butterwecklein.

(Verwandt mit dem Märchen: „Der gescheidte Hans“ Grimm's Märchensammlung I. B. S. 195.)

Es war einmal ein Vater und der hatte drei Söhne. Der Vater war aber arm und da klopfte die Noth manchmal an die Thüre des Hüttchens und der Hunger war oft ihr Schlafgeselle. — Einstens ging es dem Vater und den drei Knaben gar hart und da sagte der Aelteste: »Ich will mich aufmachen und in die weite Welt ziehen, um etwas zu verdienen; wer weiß, wo mir mein Glücksstern aufgeht. Der alte Vater war damit zufrieden und der älteste Sohn machte sich auf den Weg und wanderte gar weit fort, und wohin er immer kam, frug er sich um einen Dienst um, konnte aber lange, lange Zeit keinen finden. Endlich traf er einen steinreichen Herrn an, der Geld wie Laub hatte, und dieser stellte den bittenden Jungen als Gänsehirten an.

»Aber Eines mußt du mir versprechen,« sagte der alte, reiche Herr. — Der läppische Junge sagte hastig »ja,« ehe er noch von dem, was er versprechen sollte, etwas wußte.

»Wenn du draußen in der Au die Gänse hütest und aus dem nahen Waldschlößchen Gesang hörst, so laß es dir bei Leibe nicht einfallen, lauschen zu gehen,« fuhr der Herr fort. »Wenn du nur einmal horchst, müßte ich dich aus dem Dienste jagen.« —

Bei allen Heiligen im Himmel versprach der Gänsehirte nun, in alle Ewigkeit nie zu lauschen. Es hüpfte ihm vor Freude nun das Herz, als er sein Brot gefunden hatte, und froh und munter trieb er die schwarzen und weißen Gänse auf die Weide in die Nähe des Waldes hinaus.

Der neue Hirte hatte an den vielen Gänsen seine Freude und dachte, er wolle sich schon gut aufführen, damit er immer hier bleiben könne. Als der Mittag nahte und es immer heißer und heißer zu werden anfing, ging er zum Walde hin und legte sich unter der ersten Tanne ins Gras. Er hatte noch nicht lange im kühlen Schatten geruht, als die Aeste des Baumes gar wundersam zu säuseln anfingen, und aus der Tiefe des Waldes klangen so süße Zauberklänge, daß dem Knaben gar seltsam um das Herz wurde. Es kam ihm vor, als ob er die himmlische Musik hörte, und er lauschte und lauschte, so daß ihm am Ende die Sinne vergingen und er nimmer wußte, wo er weilte. So lag er im Klee da, bis es Abend wurde. Als es schon anfing zu dunkeln und es Ave Maria läutete, wachte er erst auf. Allein o Schrecken und Jammer! — Da wackelten auf der Wiese wohl einige Gänse herum, allein die meisten waren verschwunden. Der Hirte lief nun nach allen Seiten, um die fehlenden Thiere zu suchen und sie zusammenzutreiben. Allein umsonst. Er mochte

laufen und springen, beten und fluchen — es half Alles nichts und die Gänse kamen nicht wieder zum Vorschein. — Dem Knaben war nimmer wohl, er weinte sich die Augen roth und als er kein Mittel sah, beschloß er endlich die noch vorhandenen Gänse nach dem Schlosse zu treiben. Da ward es ihm immer trauriger zu Muthe, je näher er zum Schlosse kam. Kaum war er dort angekommen und hatte die Gänse eingethan, so ließ ihn der alte Herr rufen. Zitternd stieg der arme Junge die Stiege empor und trat noch zitternder in den prachtvollen Saal, wo der Gebieter seiner wartete. — Kaum war er eingetreten, so fuhr ihn der Herr mit barscher Stimme an: »Ich hatte Mitleiden mit dir, aber du hast es mir mit Undank und Untreue gelohnt. Wir sind geschieden, du mußt heute noch aus dem Schlosse!« — Der Knabe fing an zu bitten und zu flehen, daß es hätte einen Stein erweichen mögen; allein der Herr fühlte kein Erbarmen, nur eine goldene Stecknadel nahm er aus einem Kästchen hervor und gab sie dem weinenden Jungen zur Erinnerung. — Der arme Knabe steckte die goldene Stecknadel an seine Juppe und sagte mit schwerem Herzen dem Schlosse Lebewohl. Er wollte nun wieder nach Hause, um seinem Vater die goldene Stecknadel zu zeigen, und wanderte durch Feld und Thal. Einmal kam er zu einem Wege, der steil den Berg hinan stieg und zu einem einsamen Gehöfte führte. »Ah, da oben kann ich einen Schluck Milch bekommen,« dachte sich der durstige Wanderer und stieg bergan. Wie er ein Stück gegangen war, kam er zu einem Bauern, der ein Heufuder hinaufführen wollte, und dieses rückte nicht von der Stelle.

Der Bauer schalt und fluchte und schlug die armen Oechslein, allein diese brachten den Wagen nicht weiter. »Ha, hilf mir ein wenig schieben!« bat der Bauer. — Unser Junge war nicht ungefällig, schob aus Leibeskräften und das Fuder ging weiter. Als man beim Hofe angekommen war, bekam er Milch, so viel er wollte, und trank in voller Lust. Wie er aber wegging, da merkte er, daß er seine Goldnadel verloren hatte, und war gar traurig und niedergeschlagen. So ging er seiner Wege fort und wanderte und wanderte, bis er nach Hause kam. Als er daheim war und in der Stube saß, da sahen seine Leute, daß er so traurig war, und Niemand konnte sich seine Niedergeschlagenheit erklären. Endlich fragte ihn der Vater: »Was fehlt dir, daß du so sauer darein siehst, wie ein Apfel um Jakobi?« — Da erzählte er nun, daß er eine gar so schöne goldene Nadel gehabt habe, und da sei er zu einem Heufuder gekommen, das sei aber stecken geblieben. Da habe er mit der Stecknadel schieben geholfen und habe dieselbe im Heu verloren.

Wie sein jüngerer Bruder das gehört hatte, wurde dieser böse und sagte: »Hättest du dir die Nadel doch auf den Hut gesteckt! — Jetzt geh ich hin zu deinem Herrn, und was er mir zum Lohne gibt, mach ich mir auf den Hut, damit ich es ganz sicher und gewiß heim bringe.«

Am andern Tage früh morgens machte er sich auf und wanderte lustig fort, bis er zum steinreichen Herrn kam. Er hielt bei ihm um einen Dienst an und der Herr stellte ihn, wie seinen Bruder, als Gänsehirt an. »Aber eines mußt du mir versprechen,« sprach der reiche Mann. »Wenn du draußen auf

der Au die Gänse hütest und du aus dem nahen Waldschlosse Gesang hörest, so lasse es dir bei Leibe nicht einfallen, lauschen zu gehen, denn sonst muß ich dich aus dem Dienste jagen.«

Der Bursche versprach es hoch und theuer und trieb nun die Gänse auf die Au hinaus, die an den Wald gränzte. Er hatte seine Freude daran, wenn die fetten Gänse so vor ihm herwäckelten, und däuchte sich reich, wie ein König. So hatte er es schon einige Tage getrieben und ihm war Nichts Ungewöhnliches begegnet. Wie er aber wieder einmal draußen unter dem Tannenbaum lag und so in den blauen Himmel hinaufschaute, da hörte er plötzlich eine gar schöne Musik. Anfangs schien sie gar ferne zu sein, allein immer kam sie näher und näher und war schöner und voller. Der Knabe dachte wohl an die Worte seines Herrn und wollte nicht auf die Klänge hören. Als die Musik aber immer herrlicher ward, konnte er der Lockung nicht mehr widerstehen und lauschte nach Herzenslust. Es kam ihm vor, als ob Gott Vater selbst nicht schöner musiciren könnte, und er vergaß darüber Gänse und Wiesen, Hüten und Essen. Als er wieder zu sich kam, war die Sonne schon untergegangen und es begann schon dunkel zu werden. Da dachte er gleich an seine Gänse, aber diese waren dahin und dorthin verlaufen. Er suchte nun an allen Ecken und Enden, konnte aber die Verlorenen nicht finden. Da wurde es ihm gar schwer ums Herz und die Thränen kugelten über seine Wangen herunter. Er trieb die noch übrigen Gänse zusammen und dem Schlosse zu. Er hatte die Heerde noch nicht in den Stall getrieben, als ein Diener

ihm entgegenkam und ihm sagte, er solle gleich zum Herrn kommen. Mit schlotternden Füßen stieg der arme Bursche die Stiege empor und trat in den prachtvollen Saal, wo ihn der Gebieter erwartete. Kaum war er eingetreten, so fuhr ihn der Herr mit barscher Stimme an: »Ich erbarmte mich deiner und habe dich in den Dienst genommen, aber du hast es mir mit Undank und Untreue gelohnt. Wir sind geschiedene Leute. Du mußt heute noch aus dem Schlosse.«

Der Knabe fing nun zu weinen und zu bitten an, daß es einen Felsen hätte rühren mögen. Der Schloßherr war aber von seinem Entschlusse nicht abzubringen. »Ich kann und darf dich nicht mehr im Schlosse behalten,« sprach er. »Doch, daß du nicht ganz leer von mir gehst, gebe ich dir ein Lämmlein mit.« — Er klingelte einem Diener und befahl diesem, dem Knaben das Lämmlein zu geben. Der Diener ging und der weinende Junge mit ihm. Im Hofe drunten bekam er nun ein Lämmlein. Das war so weiß, wie der frischgefallene Schnee, und hatte eine Wolle so fein, wie die feinste Seide. Er dankte und ging nun mit dem schönen Lämmlein aus dem Schlosse. Wie er aber vor dem Thore war, fiel ihm ein, daß sein Bruder die Goldnadel nicht verloren hätte, wenn er sie auf seinen Hut gesteckt hätte. Er nahm nun das Lämmlein und setzte es auf seinen Hut. So wanderte er nun der Heimat zu und freute sich seines Lämmleins. Da kam er zu einem Bache, über den nur ein schmaler Steg führte. Er ging nun über den Steg, allein ein Tannenast, der herniederhing, streifte ihm Lämmlein und Hütlein ab und beides fiel in den Bach und dieser trug es fort. Da war

der Junge gar traurig und wußte sich nicht zu trösten. Er ging und ging, bis er nach Hause kam. Da fragte ihn aber der Vater: »Wo hast du deinen Lohn?« — Der Knabe begann nun zu weinen und erzählte dem Vater und den Brüdern, wie er's Lämmlein verloren habe, obgleich er's auf dem Hut gehabt hätte. Da lachte der Aelteste ihn aus und der jüngste Bruder sagte: »Hättest du dir ein Stricklein gekauft und das Lämmlein darangehängt und geführt, hättest du es gewiß nicht verloren. Jetzt mache ich mich auf und werde gewiß nicht aufs Singen hören. Und was ich verdiene, das werde ich gewiß an einem Strick heimführen, daß ich gewiß nicht drumkomme. Dann wollen wir uns gütlich thun und wohl sein lassen.«

Tags darauf machte sich der Jüngste nun auf die Beine und wanderte, bis er zum Schlosse kam. Dort ließ er sich bei dem Grafen melden und bat um einen Dienst. »Ja,« sprach der Graf, »du kannst mein Gänsehirt werden. Allein eines mußt du mir versprechen. Wenn du im nahen Walde eine Musik hörst, so horche nicht darauf. Denn horchest du zu, so mußt du auf der Stelle aus dem Dienste und aus dem Schlosse.«

Bei allem, was heilig ist, versprach der Gänsehirt, in alle Ewigkeit nie zu lauschen. Er ging nun in den Hof, ließ die Gänse aus dem Stalle und trieb sie hinaus auf die grüne Au neben dem Walde. Er hatte die größte Freude an den weißen und grauen-Gänsen und däuchte sich so reich wie ein Kaiser, wenn die fetten Vögel so vor ihm hertrottelten. Draußen hütete er fleißig und gab auf seine Thiere

genau Obacht. Und wenn er abends heimfuhr, brachte er alle Thiere nach Hause. So ging es einige Wochen und der Schloßherr war mit dem Knaben zufrieden. Da war dieser wieder einmal auf dem Felde draußen und es war so heiß, daß selbst die Gänse den Schatten suchten. Er ging nun zum Walde hin und streckte sich im Schatten der nächsten besten Tanne hin ins Gras. Er hatte noch nicht lange ausgeruht, als eine gar schöne Musik sich hören ließ. Sie wurde immer schöner und schöner, so daß dem Hirten Sehen und Denken vergingen und er auch alles Andere vergaß. —

Er lauschte und lauschte und konnte sich nicht satt hören, bis endlich die Musik verstummt war. Da kam er endlich zu sich. Es stand aber der Mond schon hoch am Himmel und die Sterne glänzten, wie goldene Punkte am Firmamente. Da machte er sich nun hastig auf und wollte die Gänse zusammen und nach Hause treiben. Doch da wars eine Noth! Es schnatterten nur mehr zwei auf der ganzen Wiese, alle übrigen waren längst schon auf und davon. Er suchte nun links und rechts und klopfte in die Stauden, doch nirgends konnte er eine dritte mehr finden. Es blieb ihm endlich nichts mehr übrig, als die zwei Gänse heimzutreiben. Das war aber eine traurige Fahrt! Er weinte, daß es ihm fast das Herz abstieß, denn er fürchtete gar so sehr den Schloßherrn. Er war noch nicht zum Schloßthore gekommen, als ihm schon ein Diener entgegenkam und ihm sagte: Er solle gleich zum Herrn kommen. Da ward ihm noch trauriger zu Muthe und dazu schnatterten die zwei Gänse so laut und machten einen solchen Lärm, daß er ihnen hätte die Krägen umdrehen

mögen. Kaum war er im Schlosse angekommen und hatte die Gänse eingethan, so ging er zum Herrn in den Saal hinauf. Der Graf war aber sehr böse und empfing ihn ganz zornig. »Ich hatte Mitleiden mit dir und du hast dasselbe mit Untreue und Undank gelohnt,« sprach er. »Packe dich fort und gehe dahin, woher du gekommen bist.«

Der Junge fing nun an zu bitten und zu weinen, daß es hätte einen Eisklotz rühren mögen. Da sprach der Graf: »Daß du auf dem Wege nicht verhungerst, kannst dir in der Küche einen Butterweck geben lassen.«

Der Knabe stieg weinend die Stiege hinunter, ging in die Küche und meldete, was der Herr gesagt hatte. Da gab ihm der Koch einen Butterweck und der Junge nahm nun vom Schlosse Abschied und wanderte der Heimath zu. Als er aber vor dem Burgthor war, dachte er an das Schicksal seines Bruders, der das Lämmlein verloren hatte, weil er es nicht an einem Stricke geführt hatte. Er wollte seinen Butterweck nicht auch verlieren, nahm deßwegen ein Stricklein aus seinem Juppensacke und band den Weck daran. So wanderte er nun eine Strecke weiter und zog das Stück Brot über Stock und Stein, Stock und Plock nach. Bald wurde er aber schläfrig und müde. Da legte er sich unter eine Eiche und nahm den Weck in seinen Arm. Er schlief, bis die Vögel ihr Morgenlied sangen und es im Walde lebendig wurde. Da machte er sich wieder auf die Füße und wanderte der Heimath zu. Nicht lange war er so fortgegangen, als er zu einem Meierhofe kam. Da stand ein großer, großer Hund und bellte schon von Ferne aus Leibeskräften. Als der

abgedankte Gänshirt mit dem Butterweck vorüberzog, machte das ungezogene Thier einen Satz auf den Weck, faßte ihn und verschluckte ihn, ohne erst um die Erlaubniß zu fragen.

So hatte denn auch der dritte Sohn seinen Lohn verloren und hatte Nichts als einen Stock, den leeren Sack und ein trauriges Herz. So wanderte er nun weiter, bis er endlich müde und hungrig in die Heimath zurückkam. Hier saßen die Brüder und der Vater am warmen Ofen bei der Abendsuppe. Wie sie den Jüngsten sahen, standen sie auf und grüßten ihn. »Und was hast du denn mitgebracht?« fragte der Aelteste.

»Nichts,« sagte der Jüngste.

»Ah so, auch Nichts, da bist du freilich gescheidter, als unser Eins,« sprachen die Brüder und fingen an zu lachen. Und der Jüngste lachte auch mit und wenn sie zu lachen nicht aufgehört haben, lachen sie heute noch fort.

35.

Die zwei Fischerssöhne.

An einem See wohnte ein Fischer mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen. Als die Söhne volljährig geworden waren und Vater und Mutter und Kinder eben einmal beim Essen saßen, fing der Vater an: »Liebe Söhne, ihr seid jetzt in einem Alter, wo ihr die Welt kennen lernen und euer Glück erproben müßt. Seid ihr ein wenig in der Welt herumgekommen, so könnt ihr wieder heimkehren, denn meine alten Tage will ich an eurer Seite zubringen.« Wie die Söhne das hörten, machten sie kurze Anstalten zur Abreise und am andern Tage in aller Frühe waren sie schon auf dem Weg. Es dauerte nicht lange, da theilte sich die Straße und der ältere Bruder begann: »Wie wär es, Bruder, wenn wir uns trennen würden; wir können ja mehr erfahren, wenn wir nicht beieinander sind.« »Ist mir auch recht,« erwiderte der Jüngere. »Dann gehst du rechts aus und ich links.«

Der Aeltere hatte nichts dagegen zu sagen, und die Beiden nahmen Abschied von einander. Bevor sie sich aber trennten, steckte jeder von ihnen sein Messer in einen großen, alten

Baum, der gerade an der Wegscheide stand. Sobald einer von ihnen zurückkehren würde, sollte er erfahren, ob es seinem Bruder gut oder schlimm ergehe, je nachdem dessen Messer blank oder rostig wäre.

Der ältere Bruder wanderte rüstig vorwärts, Weg hin und Weg her, Hügel auf und Hügel ab, bis er endlich eine großmächtige Stadt vor sich sah. Wie er in dieselbe eintrat, sah er alle Häuser schwarz behangen und alle Leute, die ihm begegneten, waren schwarz gekleidet. Da kam es ihm völlig unheimlich vor und er fragte ein altes Männlein, was denn die allgemeine Trauer zu bedeuten habe. Das erzählte ihm, daß in der Nähe der Stadt ein See sei, und in demselben wohne ein ungeheurer Drache, dem man jeden Monat zwei Lämmlein und eine Jungfrau zum Fraß geben müsse. Der Drache habe bereits alle Jungfrauen der Stadt gefressen und nur die Königstochter sei noch übrig. Morgen müsse dieselbe eine Speise des Ungethüms werden. Der Fischerssohn fragte weiter, ob denn da gar nicht zu helfen wäre. »Wie denn zu helfen?« sagte das Männlein. »Der König hat wohl demjenigen, der den Drachen erlegt haben wird, den Thron und die Hand seiner Tochter versprochen, — allein wer wird sich denn einen so kecken Versuch einfallen lassen?« Der Fischerssohn fragte nun genauer darnach, an welchem Orte denn der Drache erscheine, und hörte, daß neben dem See eine Kapelle stehe, daß in derselben die Lämmer gebunden liegen und die Jungfrau knieen müsse, bis das Ungethüm herankomme und seinen Fraß zu sich nehme. Der Fischerssohn sagte nun: »Leb wohl!« zum Männlein und ging weiter.

»Da hast du nun Gelegenheit, dein Bischen Muth auf die Probe zu stellen,« dachte er sich, und am andern Tage in aller Frühe schnallte er sich sein Schwert um und nahm eine Lanze in die Hand und ging außer die Stadt hinaus zum See. Hinter der Kapelle verbarg er sich und blieb mäuschenstille. Die Königstochter kniete aber schon in der Kapelle und wartete zitternd die Ankunft des Ungethüms ab. Auf einmal entstand ein Plätschern und Patschen im See, daß das Wasser hoch aufspritzte, und das Plätschern und Patschen kam immer näher und näher. Der Fischerssohn dachte sich wohl, was dahinter sei, schaute heimlich aus seinem Verstecke auf den See und da sah er einen Drachen heranschwimmen mit einem fürchterlichen Rachen und großen, großen Krallen. Da schlotterte ihm auch ein wenig das Herz, aber er nahm sich zusammen und kaum war das Unthier am Ufer angekommen, so stürzte er hinter der Kapelle hervor und rannte ihm mit ganzer Gewalt seine Lanze in den Leib. Der Drache erhob ein fürchterliches Geheul und sperrte den scheußlichen Rachen gegen den Fischerssohn auf, um ihn mit Haut und Haar zu verschlingen. Der Fischerssohn aber verlor das Herz nicht so geschwind, sondern zog schnell sein Schwert und stieß es dem Ungethüme in den aufgesperrten Rachen. Da konnte sich der Drache nicht mehr erwehren, schlug noch eine Weile mit dem Schweif in dem Wasser herum — aber in wenigen Minuten rührte er sich nimmer.

Der Jüngling trat nun in die Kapelle, brachte die Königstochter, welche vor Schrecken die Besinnung verloren

hatte, wieder zu sich, begrüßte sie als seine Braut und führte sie an seiner Hand nach Hause.

Jetzt war überaus große Freude in der Stadt, die schwarzen Tücher und Kleider wurden weggelegt und man erzählte sich nur von dem tapfern Jünglinge und von seinem Kampf mit dem Drachen. In wenigen Tagen war aber eine große Festlichkeit in der Stadt, denn der König hielt getreulich sein Wort, und der Fischerssohn hatte Hochzeit mit der geretteten Königstochter.

Eine gute Weile lebten sie fröhlich beisammen, wie es sich für rechte Eheleute gebührt, und der junge König regierte nach Recht und Gerechtigkeit über seine Unterthanen. Eines Abends saß er wieder mit seinen Freunden bei Tische und war heiter wie immer. Da schaute er zufällig zum Fenster hinaus und sah ein helles Licht aus dem nahen Walde hereinblinzeln.

»Was soll doch das Licht da draußen bedeuten?« fragte er die Gäste und schaute immer aufmerksamer auf das seltsame Flimmern.

»Ja wer das wüßte,« antwortete Einer, der gerade neben ihm saß. »Aber das kann euch kein Mensch sagen, denn gar viele hat der Vorwitz in den Wald getrieben, um zu sehen, was etwa das für ein Licht sei. Aber keiner von allen ist jemals wieder herausgekommen.«

»So will ich selbst hin und sehen, was das ist,« sagte der König und stand vom Tische auf. Alle Anwesenden baten, »er möchte sich doch nicht selbst in die Gefahr stürzen, denn es könnte ihm eben so ergehen wie den übrigen.«

Er aber blieb fest bei seinem Vorhaben, ließ sich sein Pferd satteln und ritt von dannen. Sein Hund lief neben dem Pferde her und schrie und bellte, daß die Felsen wiederhallten. Es wurde immer dunkler und dunkler und je mehr es nachtete, desto heller glänzte das Lichtlein zwischen den finstern Tannen hervor.

Bald hielt der König vor einem großen Schlosse, das stand an der Stelle, wo früher das Lichtlein geleuchtet hatte. Dieses war aber, wie von einem Windhauch ausgeblasen, auf einmal erloschen. Der König klopfte nun an der Thüre des Schlosses. Die Thüre ging auf und ein altes Mütterchen trat heraus mit runzligem Gesichte und wackelndem Kopfe. »Bekomme ich hier Nachtherberge?« fragte der König, sobald er das Mütterchen ansichtig wurde.

»Müßt schon ein wenig gedulden,« erwiderte freundlich die Alte, »muß erst meinen Herrn fragen. Setzt euch ein wenig auf die Bank da, ihr seid gewiß müde.«

Der König ließ sich das nicht zweimal sagen, stieg vom Pferde, setzte sich auf die Bank neben der Thür und spielte zur Kurzweil mit seinem Hunde.

Bald ging die Thüre wieder auf und das Mütterchen kam zum Vorschein. Es that recht freundlich und sagte: »Könnt hier bleiben, wie lang ihr wollt. An guter Bewirthung wird's euch nicht fehlen.« Während sie dieß sagte, zog sie eine Ruthe unter dem Vortuch hervor, schlug damit dreimal auf den Stein, der neben dem König auf der Bank lag, und Hund und Roß und König waren in demselben Augenblicke in Stein verwandelt.

Im Königsschlosse wartete und wartete man, und die Hoffnung wurde von Tag zu Tag kleiner, die Furcht aber von Tag zu Tag größer. Wer immer und immer nicht kam, das war der Herr König. Wie endlich auch das letzte Fünkchen Hoffnung auf seine Wiederkehr erlosch, war großer Jammer in der Stadt, denn alle Leute hatten den König lieb gehabt wie einen Vater.

Der Jüngere von den zwei Fischerssöhnen hatte auch in der Welt allerlei erfahren und sich nebenbei ein gutes Schwert erobert und bekam endlich Lust wieder heimzugehen. Er machte sich also auf den Weg und ging und ging, bis er endlich zu dem Baume kam, in welchen die zwei Brüder ihre Messer gesteckt hatten. Sein erster Blick fiel auf das Messer seines Bruders und er wurde ganz blaß vor Schrecken, als er dasselbe von Rost ganz roth gefärbt sah.

»O weh,« dachte er sich, »meinem Bruder ist etwas Schlimmes begegnet, ich muß ihn aufsuchen und ihm helfen.«

Er dachte nun nicht mehr ans Nachhausegehen, sondern schlug die rechte Straße ein, auf der sein Bruder fortgegangen war. Er dachte nicht viel ans Essen und Schlafen und wanderte rüstig vorwärts bei Tag und bei Nacht. Es wollte eben wieder dunkel werden, da sah er eine großmächtige Stadt vor sich, und wie er in dieselbe eintrat, sah er die Leute traurig herumstehen, lange Gesichter machen und die Köpfe fast bis auf die Zehen hängen. »Was mag doch dahinter sein,« dachte er sich und fragte einen der Umstehenden, was denn der Stadt für ein Unglück begegnet sei. »Wie soll es uns nicht zu Herzen gehen,« antwortete dieser, »da wir unsern

jungen König, den wir alle so lieb hatten, verloren haben. Da ließ er sich neulich nicht aufhalten, sondern ritt dort hinüber in den dunkeln Wald, aus dem das Lichtlein herüberglitzert und woraus noch keine Menschenseele, die sich hineinwagte, zurückgekommen ist.«

»So also ists?« erwiderte der Fischerssohn, und ging weiter. Aber was er gehört hatte, das schrieb er sich hinter die Ohren und geraden Weges ging er hinaus in den Wald, aus dem der König nicht wiedergekehrt war. Er verlor das Lichtlein nicht aus den Augen und schritt tapfer drauf los. Bald kam er zu einem großen Schlosse, das stand an der Stelle, woher früher das Lichtlein geleuchtet hatte. Dieses aber war, wie von einem Windhauch ausgeblasen, auf einmal erloschen. Der Fischerssohn klopfte nun an der Thüre des Schlosses. Die Thüre ging auf und ein altes Mütterchen trat heraus mit runzligem Gesichte und wackelndem Kopfe. »Bekomme ich hier Nachtherberge?« fragte der Fischerssohn, sobald er das Mütterchen ansichtig wurde.

»Müßt schon ein wenig gedulden,« war wieder die Antwort, »muß erst meinen Herrn fragen, setzt euch ein wenig auf die Bank da, ihr seid gewiß müde.«

»Was gedulden, was Herrn fragen?« schrie zornig der Fischerssohn. »Laß mich durch alle Gänge und Säle des Schlosses, oder —!« Bei diesen Worten zog er sein großes Schwert und fuchtelte damit um den Kopf der Alten herum. Diese fuhr vor Schrecken zusammen und schien wohl zu verstehen, wo das hinauswolle. »Ums Himmels willen, laßt mich!« kreischte sie mit heiserer Stimme, »ich will den König

schon wieder lebendig machen.« Und schnell lief sie in das Schloß und kam augenblicklich mit einem Rüthlein wieder und schlug damit dreimal auf den Stein, der auf der Bank lag. Beim ersten Streiche sprang des Königs Hund auf und lief wie närrisch herum und bellte, beim zweiten erhob sich des Königs Pferd und schaute verwundert um sich her und wieherte, — beim dritten Streiche aber stand der König selbst auf und schaute seinem Bruder in die Augen und erkannte und küßte ihn. Auch der jüngere Fischerssohn erkannte, daß der König sein Bruder sei, und die zwei Brüder hatten eine Freude, wie nur die Engel im Himmel haben können. Sie gingen nun mitsammen in die Stadt und da war ein Jubel, der gar nimmer aufhören wollte.

36.

Purzinigele.

Vor alter, alter Zeit lebte ein reicher, mächtiger Graf. Alles Land weit und breit gehörte ihm und er hatte Alles, was sein Herz begehrte. Seinen Reichthum und sein Glück theilte eine gute Frau, die so schön war, wie der Tag, und so lieb, wie ein Engel. So lebten sie schon einige Monate glücklich beisammen und die Tage kamen ihnen so kurz, wie Minuten, vor. Da ging der Graf eines Tages auf die Jagd und kam immer tiefer und tiefer in den Wald. Er war in der Hitze der Jagd so weit gekommen, wie noch nie, und hatte sich von seinen Begleitern eine große Strecke entfernt. Wie er so allein im Walde sich fand, stand plötzlich ein Nörglein vor ihm. Der kleine Waldbewohner war nur drei Schuhe lang und sein reicher Bart reichte ihm bis auf die Kniee. Zornig rollte er seine glutrothen Augen und sprach: »Was hast du hier zu thun? Das ist mein Gebiet und das sollst du mir büßen. Du kommst nicht mehr lebend aus dem Walde oder du mußt mir deine Frau lassen.« —

Der Graf erschrack nicht wenig über die Erscheinung des Nörgleins und über seine zornigen Worte. Denn er hatte

oft vom Waldmännlein, seiner Stärke und seiner Bosheit allerlei schaurige Geschichten gehört, als er noch ein Kind war und die alte Kindsmagd ihm erzählen mußte. Was war nun zu thun? — Da war der gute Rath gar theuer und der erschrockene Graf wußte kein anderes Mittel wegzukommen, als Bitten und gute Worte. —

»Verzeihe mir,« sprach der Graf, »daß ich dein Gebiet betreten habe. Ich habe es nicht gewußt und werde es gewiß nie mehr thun.«

Das wilde Nörglein ließ sich aber nicht besänftigen und sprach: »Wie ich dir gesagt habe, muß es geschehen. Entweder du oder sie.«

»Verlange was du willst und ich gebe es dir,« sprach der Graf, »aber laß nur von dieser Forderung!«

Da schien sich das Männlein zu besinnen und sagte: »Wenn es so sein muß, so will ich euer Schicksal in die Hand deiner Frau legen. Ich lasse euch einen Monat Zeit. Wenn sie im Stande ist, in dieser Zeit unter dreimal meinen Namen zu errathen, soll sie frei und dein sein — sonst gehört sie mir.«

Der Graf war etwas getrösteter, aber doch lag es ihm noch so schwer auf dem Herzen. Er ging nun zurück und das Waldmännlein begleitete ihn. Beide waren ernst und prachen kein Wort. Wie sie aber eine Weile gegangen und zu einer uralten, graubärtigen Tanne gekommen waren, stand das Zwerglein still und sprach: »Hier ist die Gränze meines Gebietes. Bei dieser Tanne, die neunmal so alt ist, als die übrigen Bäume, werde ich deine Frau erwarten.

Dreimal kann sie unter dreimal rathen! Hältst du aber nicht dein Wort, so soll es euch schlecht gehen.«

So sprach das Männlein und war bald wieder waldein verschwunden.

Der Graf ging nun langsam nach Hause, denn es war ihm so schwer ums Herz, und je näher er dem Schlosse kam, desto trüber und trauriger war ihm zu Muthe. Als er dem Thore schon nahe war, kam ihm die Gräfin, die ihn vom Fenster aus gesehen hatte, entgegen und war gar froh und heiter, weil ihr Gemahl wieder da war. Allein bald sah sie, daß er nicht froh war, wie sonst, sondern eine Miene machte, wie sieben Tage Regenwetter. Sie war nun auch traurig und besorgt und fragte den Grafen, was ihm fehle.

Indessen waren sie ins Schloß und in die Stube gekommen, und der müde, traurige Graf erzählte ihr nun Alles, wie das Nörglein ihm begegnet sei und ihm die Gräfin habe nehmen wollen, und welche Bedingung er zuletzt gemacht habe.

Wie die Gräfin dieß hörte, wurde sie bleich wie eine Leiche und ihre schönen, feinen Wangen waren von Thränen benäßt. Die Lust und Freude waren nun aus dem Schlosse verschwunden und es ging droben gar stille und traurig her. Die Gräfin saß gewöhnlich im Erker und sann und sann, wie kurz ihr Glück gewesen war, oder sie betete in der Burgkapelle und weinte dort. Der Graf zog auch nicht mehr auf die Jagd oder zum Kampfspiele, sondern saß auf seinem alten, reich mit Schnitzwerk versehenen Lehnstuhle, auf dem schon sein Urähn gesessen war, stützte sein Haupt in die rechte Hand und dachte nach, er wußte selbst nicht worüber.

So vergingen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen und endlich waren nur mehr drei Tage vom Monate übrig. Da gingen nun der Graf und die Gräfin hinaus in den Wald und weiter und weiter, bis sie die alte greisbärtige Tanne von ferne sahen. Da blieb der Graf zurück und die Gräfin ging allein weiter. Es war sonst so lustig im Walde, die Vögelein sangen, die Eichkätzchen sprangen oder saßen und fiselten die Tannzapfen aus und die Hagröslein blühten so schön weiß und roth, allein der Gräfin war so schwer ums Herz, wie noch nie, und traurig ging sie, bis sie endlich zur Tanne kam. Dort erwartete sie schon das Nörglein und war schön grün und roth gekleidet. Er hatte eine närrische Freude, als er die Gräfin sah, denn sie gefiel ihm gar wohl.

»Nun errathe meinen Namen, Frau Gräfin!« sprach er eilig, als ob er es kaum erwarten könnte.

Da rieth die Gräfin: »Tanne, Fichte, Föhre,« denn sie dachte, »weil er im Walde wohnt, hat er gewiß den Namen eines Baumes.«

Das Nörglein hatte es aber kaum gehört, als es laut auflachte und jauchzte, daß es im ganzen Walde wiedergellte.

»Du hast es nicht errathen!« sprach er jubelnd. »Schaue, ob es morgen besser geht, als heute, sonst wirst du noch meine Frau!«

Die Gräfin war aber noch trauriger und ging mit niedergeschlagenen Augen von der Tanne weg, an der das Nörglein noch immer stand und schadenfroh ihr nachlächelte. —

Sie fand bald ihren Gemahl und erzählte ihm, wie sie

so schlecht gerathen hätte, und beide kehrten nun noch trauriger, als sie gekommen waren, auf ihr Schloß zurück. —

Der noch übrige Tag verging, obwohl es ein trauriger war, doch zu schnell und es war bald der Abend da, dem bald die Nacht folgte. Das war wieder eine traurige, trostlose Nacht, in der Schlaf und Traum in der Grafenstube nicht einkehrten.

Als Morgens die ersten Lerchlein sangen, waren schon Graf und Gräfin auf den Beinen und klagten sich ihre Noth. Darauf gingen sie in die Burgkapelle und beteten dort und dann gingen sie in den dunkeln grünen Wald hinaus und weiter und tiefer, bis sie die alte, greisbärtige Tanne von ferne sahen. Da blieb der Graf zurück und die Gräfin ging allein weiter. Es war sonst so lustig im Walde draußen, die Vögelein sangen, die Blumen lachten und dufteten und die Eichkätzchen machten ihre Männchen, allein der Gräfin war so schwer ums Herz, wie noch nie, und mit Thränen in den Augen ging sie, bis sie zur Tanne kam. Kaum war sie dort, so kam auch schon das Waldmännlein und war gar schön blau und roth gekleidet. Es hatte eine närrische Freude, als es die Gräfin wieder sah, denn sie gefiel ihm gar zu wohl.

»Nun errathe meinen Namen, Frau Gräfin!« sprach er eilig und lächelte.

Da rieth die Gräfin: »Hafer, Plenten *) Türken, *) denn sie dachte, vielleicht habe er einen Namen vom Getreide.

---

*) Plenten = Haidekorn, Türken = Mais.

Der kleine Wicht hatte es aber kaum gehört, als er laut auflachte und juchzte, daß es im ganzen Walde wiedergellte.

»Du hast es nicht errathen,« sprach er jubelnd. »Morgen muß es besser gehen, oder du gehörst mir, und dann hab ich morgen noch Hochzeit.«

Die Gräfin war aber noch trauriger als je und ging mit nassen Augen von der alten Tanne weg, an der das Nörglein noch immer stand und schalkhaft ihr nachlächelte. —

Sie fand bald ihren Gemahl und erzählte ihm, wie es ihr so schlecht ergangen sei, und beide kehrten nun noch betrübter, als sie gekommen waren, auf ihr Schloß zurück.

Der noch übrige Tag verging unter Trauer und ehe man sich dessen versah, kam der braune Abend und alsbald folgte die dunkle Nacht. Das war wieder eine traurige Nacht, in der weder Graf noch Gräfin ein Auge schließen konnten.

Als der Morgen andämmerte, waren Graf und Gräfin schon auf den Füßen und gingen in die Burgkapelle und beteten dort recht inständig. Dann wanderten sie hinaus in den schönen, grünen Wald. Es war noch früher, früher Morgen und viele Vögelein lagen noch in ihren Nestchen und schliefen. Nur die Bächlein rieselten und murmelten und die Morgenwinde lispelten in den Baumzweigen, sonst war es noch ganz stille, so stille wie in einer Kirche. —

Graf und Gräfin gingen nun hinaus, bis sie die alte, greisbärtige Tanne von ferne sahen. Da küßte der Graf seine schöne Gräfin und eine Thräne träufelte auf seinen Bart, denn er wußte nicht, ob er sie noch einmal sehen werde. Die Gräfin war aber heute gefaßter und ihr Herz schlug nicht so

sehr, wie die früheren Male. Sie nahm auch Abschied von ihrem Gemahl und wanderte zur Tanne. Da stand sie aber ganz mutterseelenallein bei dem alten Baume und kein Nörglein ließ sich sehen. Da ging sie weiter und kam bald zu einem gar schönen Steige, wie sie noch keinen gesehen. Es waren an beiden Seiten wilde Rosensträuche und bildeten einen schönen Zaun.

Sie ging dem Wege nach und kam bald zu einem schönen Thälchen. Da waren die schönsten Blumen und an den Hügeln standen Reben und Feigenbäumchen. Mitten im Felde aber stand ein Häuschen und das war gar so nett. Es hatte kleine Fensterchen und die glitzerten im Scheine der Morgensonne gar lustig. Aus dem kleinen Kaminchen wirbelte blauer Rauch auf und innen erklang ein Liedchen.

Die Gräfin vergaß Ach und Weh, als sie das Thälchen und das Häuschen sah, und schlich auf den Zehen zu einem Fensterchen, um zu sehen, ob es im Innern auch so schön sei. Wie sie dabei war, sah sie in ein allerliebstes Küchelein und drinnen sott und brodelte es in Häfelein und Töpfchen. Am Heerde stand aber das Waldmännlein, rührte bald da bald dort auf und sang mit lächelndem Munde:

„Siede mein Hafele, plapper' mein Kraut,
's ist gut, daß die Frau Gräfin nit weiß,
Daß ich Purzinigele heiß."

Die Gräfin hatte nun genug gehört. Leise, wie sie sich zum Hause geschlichen hatte, schlich sie wieder fort und eilte dann rasch zur Tanne hin, damit das Nörglein sie nicht einhole. Wie sie dort stund, konnte sie vor Freude fast nicht die

Ankunft des Waldmännleins erwarten. Sie hatte noch nicht lange geharrt, als das Männlein kam. Heute war es noch schöner geschmückt, als sonst, und hatte ein roth- und golddurchwirktes Kleid an, das glänzte, wie die Morgenröthe.

»Nun rathe heute zum letzten Male,« sprach der kleine Wicht die Gräfin an und blickte sie an, als hätte er sagen gewollt: »Du Vogel kommst mir nicht mehr aus den Schlingen.«

Die Gräfin fing nun an »Pur« und schaute dabei den Frager mit beobachtendem Blicke an.« —

»Nicht getroffen; nun darfst du noch zweimal rathen!« sagte das Männchen.

»Ziege« sprach wieder die Gräfin. —

Da überflog eine leise Röthe das Nörglein und es schien nachdenklich zu werden. Doch sagte es: »Rathe schnell — noch einmal steht es dir frei.«

»Purzinigele!« rief die Gräfin voller Freude. Wie das Nörglein seinen Namen gehört hatte, rollte es zornig seine glührothen Augen, ballte krampfhaft die Fäuste und verschwand dann brummend in das Dickicht. Die befreite Gräfin eilte aber der Stelle zu, wo der Graf in Ungeduld ihrer harrte. Das war aber eine Freude, als sich beide wieder fanden. Graf und Gräfin zogen nun auf ihr Schloß zur Freude der Ihrigen und lebten dort noch viele, viele Jahre als das glücklichste Paar, das man je gekannt.

Und wo ist das Purzinigele?

Das war so zornig, daß es auf und davon lief, und wurde seitdem nie mehr gesehen.

37.

Der gläserne Berg.

Ja, mein Kind, es ist schon lange her, — du denkst es nicht und ich auch nicht, — da lebte einmal tief in einem Walde ein Förster, der hatte einen Sohn, der sich aufs Waidwerk ordentlich verstand. Der ging einmal hinaus auf die Jagd und schoß Hirsche und Rehe zusammen, als ob alles Wild nur da wäre, um von ihm geschossen zu werden. Er wollte eben heimkehren, da ließ sich ein wunderschönes Reh sehen, und das wollte er noch schießen, bevor er nach Hause ginge. Das Reh lief immer weiter und wenn er wieder anschlagen wollte, so war es hinter zehn Bäumen verschwunden. Er aber gab auch nicht nach und dachte: »Nachlaufen thu ich, so lang mich die Beine tragen.« Auf einmal sah er einen großen spiegelhellen See vor sich, darin die Fischlein recht wonniglich aufhüpften, als ob ihr Kirchtag wäre. Der Förstersohn schaute sich den See ordentlich an, denn er war ihm ganz neu und er dachte sich: »Daher komm ich nicht alle Tage.« An einer Ecke nicht weit von dem Platze, wo er gerade zu stehen gekommen war, sah er drei Badende und an den langen Haaren, die über den See hinschwammen, erkannte er leicht,

daß es Frauenspersonen wären. Hinter einer Hecke sah er ihre Ueberkleider liegen. Diese nahm er sich und lief davon. Er war noch nicht weit im Walde, da kamen die drei Jungfrauen herangelaufen und baten um ihre Ueberkleider. Nach langem Bitten stand der Förstersohn stille und nahm die entwendeten Kleider vom Rücken. Zuerst gab er der ältesten der Jungfrauen, dann endlich auch der zweiten das Ihrige zurück. Sobald sie ihre Kleider hatten, waren beide weg, als ob sie der Wind vertragen hätte.

Die dritte aber, welche die Jüngste und Schönste war, ging noch lange nach und bat in einem fort den Jüngling um ihr Ueberkleid. Er aber that, als ob er gar nichts hörte, ging vorwärts und ließ die Bittende neben sich herlaufen. Als er nach Hause kam, gab er ihr ein Kleid von seiner verstorbenen Mutter und hieß sie mit dem zufrieden sein. Das Mädchen aber war bildschön und gefiel dem Jüngling, der eben ans Heirathen dachte, so sehr, daß er sich in den Kopf setzte, dasselbe zur Frau zu nehmen. Er fragte jedoch alle Leute in der ganzen Umgegend, ob sie ihn denn nichts Näheres von dem schönen Mädchen oder von seinen Aeltern zu sagen wüßten. Niemand wußte etwas anderes, als daß die Jungfrau eben achtzehn Jahre alt sei. »Das ist ja gerrade recht,« dachte sich der Förstersohn, ich bin zwanzig Jahre alt, sie achtzehn, besser könnten wir ja nimmer zusammenpassen.« Er ging also schnurstracks zum schönen Mädchen und fragte es: »Magst mich heirathen?« Das Mädchen besann sich nicht lange und sagte: »Ja.« Nun wurde zur Hochzeit alles vorbereitet. Der alte Förster verzierte sein feines

Häuschen mit allen Hirschgeweihen, die er sein Lebtag zusammengebracht hatte, der junge aber ging in die Stadt und kaufte seiner Frau das netteste Gewand, das er nur aufbringen konnte.

In einigen Wochen kam es zur Hochzeit, da wurde gesungen und gejodelt, als wäre der Himmel voll Baßgeigen. Friedsam und fröhlich lebte der junge Förster mit seiner Frau im kleinen Försterhäuschen. Der alte aber blieb auch bei ihnen und hatte sie gern, wie ein Vater seine Kinder haben soll, und segnete sie täglich vor dem Schlafengehen.

Wenn so der Förster mit seiner Frau allein im Garten saß oder im Wald herumging, so bat sie ihn oft, er möchte ihr doch einmal jenes Gewand wiedergeben, welches er ihr bei dem See entwendet habe. Er aber wußte immer eine Ausrede und behielt den Schlüssel zum Schranke, worin das Gewand lag, fleißig bei sich. Eines Tages ging er mit senem Vater hinaus in den Wald auf die Jagd und hatte den Schlüssel zu Hause vergessen. Seine Frau sah denselben auf dem Kasten liegen und war über die Maßen froh, wieder zu ihrem Gewande kommen zu können. Eiligst sperrte sie den Kasten auf, nahm ihr Gewand heraus, legte es sich an, — und husch! war sie auf und davon.

Abends kam der Förster nach Hause, rief in allen Ecken und Enden nach seiner Frau, — aber sie gab keine Antwort. Er glaubte, es sei ihr ein Leides begegnet, und trübselig schlich er im Hause hin und her. Endlich warf er zufällig einen Blick auf den Kasten, in dem er das Kleid seiner Frau verborgen hatte, und wie er an demselben den Schlüssel stecken

sah, dachte er sich sogleich: »Holla, da hast du das Rechte gethan!« Er wollte nun nachsehen, ob das Gewand seiner Frau wirklich verschwunden sei, und riß unwillig über sich selbst die Schublade auf, an welcher der Schlüssel stack. Mit einem Blicke sah er, daß kein Kleid mehr in der Schublade sei, aber daß dafür ein Brief auf dem Kasten liege.

An den schönen Buchstaben erkannte er sogleich die Schrift seiner Frau und er las mit klopfendem Herzen folgende Worte: »Wenn mich mein Mann liebt und wieder finden will, so soll er mich auf dem gläsernen Berge suchen.«

Der Förster besann sich keinen Augenblick, öffnete die Geldkiste, die in einer Ecke der Kammer stand, und steckte einen Haufen Goldstücke zu sich, um auf der weiten Reise keine Noth leiden zu müssen.

Dann ging er zu seinem Vater und erzählte ihm von dem sonderbaren Briefe und von seinem Vorhaben, die verschwundene Frau auf dem gläsernen Berge zu suchen. Der alte Vater machte freilich großmächtige Augen bei der ganzen Erzählung, aber ehe er recht zu Worten kam, hatte ihm der Sohn schon die Hand zum Abschiede gedrückt und war im nahen Walde verschwunden.

Der junge Förster ging nun aufs Gerathewohl bis in die späte Nacht und als am andern Tage der erste Vogel pfiff, war er schon wieder auf den Beinen und schlenderte muthig fort, bis es wieder geschlagene Nacht war. So ging es Tag aus, Tag ein, bald durch stockfinstere Wälder, bald über lichte Wiesen, bald auf, bald ab, bald hin und bald her. Der junge Wandersmann ging und ging und es wunderte

ihn recht sehr, wann er etwa zum gläsernen Berge kommen werde. So oft er in einem Hause zu Mittag aß oder übernachtete, fragte er die Leute, ob sie denn nie etwas gehört hätten, wo der gläserne Berg sei. Da schauten ihn die Leute groß an und manche meinten wohl gar, der junge Bursche habe sich in den April schicken lassen. Begegnete ihm auf dem Wege ein altes, runzliches Mütterchen, so war immer nach dem »Grüß Gott« die erste Frage: »Mütterchen, wo ist etwa der gläserne Berg?« Aber kein Mütterchen wußte, wo der gläserne Berg sei, und halb verdrießlich wanderte der Förster wieder weiter.

Eines Tages war er lange, lange durch einen dunkeln Wald gegangen und als es anfing »tiselet« *) zu werden, war er recht froh, ein Haus vor sich zu sehen, um darin über Nacht liegen zu können. Ohne sich lange zu besinnen, ging er hinein und es kam ihm ein Mann entgegen, der ihn fragte, weß Weges er sei. Der Förster antwortete, er wolle den gläsernen Berg finden, allein bisher sei all sein Fragen und Suchen vergeblich gewesen. Wie der Mann von diesem Plane hörte, wurde er recht freundlich und höflich, führte den Wanderer in ein hübsches Zimmer und lud ihn ein da über Nacht zu bleiben. Der Förster ließ sich nicht lange laden, aß zuerst ein gutes Nachtmahl, das man ihm vorstellte, und legte sich dann in das weiche Federbett, das in einer Ecke des Zimmers stand, und kaum lag er auf einem Ohr, so fing er auch schon an »knietief« zu schlafen und ohne nur ein

*) dämmerig.

einziges Mal aufzuwachen, schlief er, bis der helllichte Tag in die Kammer hereinschien. Da erwachte der Förster, rieb sich zuerst die Augen aus, machte sich wieder reisefertig und ging nun zum Mann, um ihm für die freundliche Aufnahme zu danken. Nachdem er lange Zeit gedankt hatte, fragte er: »Aber mein lieber Mann, weißt du denn auch nicht, wo etwa der gläserne Berg ist und wie lange ich noch gehen muß, bis ich dahin komme?«

Der Mann, der ein Hexenmeister war, antwortete: »Ja, bis dahin ists noch ein gutes Stück Weg. Aber damit du schneller an End' und Ort kommst, will ich dir ein Mittel geben, für das du mir gewiß sehr dankbar sein wirst.«

Da ging der Hexenmeister weg und nach einigen Minuten kam er mit zwei ungeheuern Stiefeln zurück. »Da zieh' diese Stiefel an und laß dieselben nur gehen, wohin sie wollen. Heut Abend noch wirst du zum gläsernen Berg kommen, dann zieh die Stiefel aus und sieh zu, was weiter geschieht!«

Der Förster dankte aus Leibeskräften, schlüpfte in die Stiefel und flugs ging es zur Hausthür hinaus und dann über Stock und Stein, durch Wald und Feld so schnell, daß dem armen Förster beinahe der Athem ausging. Eine Stunde verging um die andere, ein Stiefel trat immer vor den andern, — aber der gläserne Berg wollte sich noch immer nicht zeigen.

Schon war die Sonne dem Heimgang nahe, da sah der Wanderer vor sich etwas glänzen und flimmern und das Glänzen und Flimmern kam immer näher und näher, so daß

sich der Förster bald überzeugt hatte, er nahe jetzt dem Ziel seiner Reise.

Die Stiefel griffen noch einigemale kräftig aus, bis sie am Fuß des gläsernen Berges Halt machten. Der Förster mußte nun zuerst die Augen zudrücken, ein solcher Schimmer leuchtete ihm von dem vielen Glase entgegen. Sobald er wieder die Augen aufzuthun wagte, war das erste, daß er sich die »großmächtigen« Stiefel abzog, so wie es ihm sein Wirth aufgetragen hatte. Kaum hatte er das riesige Paar vor sich hingestellt, so hatte er es auch zum letzten Male gesehen.

Mit blinzelnden Augen ging nun der Förster am Fuße des Berges herum, um sich so viel möglich alles zu beschauen. Der Berg, der vor ihm stand, war wirklich von unten bis oben ganz vom hellsten Glase und die Bäume und Sträuche und Gräser, die darauf und daneben standen, waren alle von purem Glas. Und weil eben die Abendsonne darauf herschien, so war alles in der schönsten Beleuchtung. Die gläsernen Baumblätter flimmerten noch viel schöner als zitternde Birkenblätter im Sonnenglanze. Und die Gräser neigten und beugten sich im leisen Abendwinde und mit ihnen neigten und beugten sich die vielen Farben, die sie wiederstrahlten. Der Berg selbst aber spiegelte die Sonne ab noch beinahe schöner und heller, als sie am blauen Himmel stand.

Das alles gefiel freilich dem Förster gar wohl und er hätte sich nur gewünscht, daß seine Augen den Glanz recht vertrügen und daß er auch wüßte, wie über den »halen«*) Berg

*) hal = glatt, schlüpfrig.

hinaufzukommen sei. Doch er dachte sich: »Kommt Zeit, kommt Rath« und schaute einmal ganz gemächlich nach allen Seiten herum. Da hörte er nicht weit von sich ein Geschrei und wie er demselben näher kam, bemerkte er, daß sich zwei Knaben um einen Sattel stritten. »Aha,« dachte er sich sogleich, »da hab ich's schon, der Sattel ist offenbar auch so ein Reitpferd, wie die zwei Stiefel.« Mit großen Schritten ging er auf die Knaben zu, zog ein Goldstück aus der Tasche und warf es ihnen hin. Beide stürzten gierig auf das Goldstück los, der Förster aber setzte sich schnell auf den Sattel und husch! war der Sattel mit dem Reiter auf der Höhe des gläsernen Berges.

Der Reiter stieg ab und sah um sich eine schöne, gläserne Ebene und darauf ein prachtvolles, gläsernes Schloß. Ohne sich lang zu besinnen, ging er in das Schloß hinein und über die Stiege hinauf. Auf der Stiege begegnete ihm eine Frau, die er sogleich für seine Gemahlin erkannte. Sie hieß ihn herzlichst willkommen, fügte aber ihrer Einladung bei: »Schwere Prüfungen wirst du bestehen müssen, bis dir dein Leben gesichert ist; denn meine Mutter, der dieses Schloß und der Berg gehört, legt jedem, der hieherkommt, allerlei schwere Proben auf, und wer dieselben nicht zu lösen vermag, den richtet sie zu Grunde. Sei aber unverzagt, denn ich will dir durch jede Gefahr glücklich durchhelfen! Wisse übrigens, daß jene zwei Jungfrauen, die du bei mir am See gesehen hast, meine zwei Schwestern sind und ebenfalls in diesem Schlosse wohnen. Du wirst aber dieselben nicht zu Gesicht

bekommen, denn die Bedienung der Fremden ist mir allein überlassen.«

Kaum hatte sie dieß gesagt, da kam ihre alte, greisgraue Mutter heran, begrüßte den Ankömmling mit aller Freundlichkeit und lud ihn ein, im Schlosse seine Herberge zu nehmen. Der Förster nahm die Einladung dankbar an und nachdem er sich mit einem Abendessen gütlich gethan hatte, begab er sich zu Bette.

Kaum hatte er am andern Morgen sein Lager verlassen, da ging die Thüre seines Schlafgemaches auf und die Alte trat herein. Mit der widerlichsten Baßstimme brummte sie ihn an: »Weil du dich unterstanden hast, hieherzukommen, mußt du heute alle Bäume des gläsernen Berges umhauen und vor das Schloß bringen. Ist die Arbeit am Abend nicht vollendet, so sieh zu, wie es dir ergehen wird. An ein Davonkommen darfst du nicht denken, denn ohne meinen Willen kommt Niemand über die Gränzen dieses Berges. Da hast du ein Werkzeug für deine Arbeit.«

Mit diesen Worten warf sie ihm eine hölzerne Hacke vor die Füße und sogleich wackelte sie wieder zur Thüre hinaus.

Dem Förster wäre bei der Rede der Alten ein wenig bange geworden, hätte er sich nicht an das freundliche Versprechen seiner Frau erinnert. Er ging nun mit seiner Hacke hinaus und warf vor allem einen Blick über den ganzen Berg. »Holla,« dachte er sich, »das wird nicht so leicht gehen. Aber, du Narr, die Bäume sind ja von Glas und Glas bricht leicht.« So dachte er sich und wollte nun an den ersten Baum Hand anlegen. Aber er mochte sich

anstrengen wie er wollte, der Baum fiel nicht um. Er wäre nun noch verzagter geworden, hätte er sich nicht wieder an die freundlichen Worte erinnert, die seine Frau gestern zu ihm gesprochen.

Er spazierte den ganzen Vormittag auf und ab und seine ganze Arbeit bestand darin, daß er den Berg von allen Seiten genau anschaute. Als die Sonne mitten am Himmel stand, erachte ihm seine Frau das Essen, sprach ihm Muth zu und machte sich anstatt seiner über die Arbeit. Die Arbeit ging so schleunig vom Fleck, daß der Förster gerade einmal schauen und sich über die Geschicklichkeit seiner Gemahlin freuen mußte. Die Bäume purzelten um wie die Mücken und in einer halben Stunde lagen sie alle vor dem Schlosse aufgehäuft.

Abends kam die Alte, um zu schauen, wie es mit der Arbeit stehe. Sie zeigte sich ganz zufrieden, als sie die Bäume alle auf einem Haufen liegen sah.

Am andern Morgen kam sie wieder in des Försters Zimmer, als er kaum aufgestanden war. »Heute,« brummte sie, »mußt du allen Bäumen die Aeste abhauen und Baumstämme und Aeste klein hacken, so daß sie zum Brennen tauglich werden.« Nach diesen Worten wackelte sie wieder zur Thüre hinaus.

Der Förster nahm seine gläserne Hacke und ging hinaus zu den gläsernen Bäumen. Allein der ganze Vormittag ging vorbei, ohne daß auch nur ein einziger Baum gespalten wurde. Als die Sonne mitten am Himmel stand, brachte ihm seine Frau wieder das Essen und griff dann rüstig die Arbeit an. Da flogen die Aeste von den Bäumen herab und die Bäume

und Aeste in Prügel und Scheiter auseinander, daß es eine wahre Freude war zuzuschauen. Als die Arbeit vorbei war, trat die Frau zu ihrem Manne, drückte ihm ein Fläschchen in die Hand und sagte: »Heute Nachts wird dein Zimmer voll Rauch werden, so daß du ersticken müßtest, wenn du kein Gegenmittel zur Hand hättest.« Trinkst du aber den Inhalt dieses Fläschchens, so wird dir der Rauch nicht schaden.« Mit diesen Worten ging sie wieder von dannen.

Abends kam die Alte aus dem Schlosse, um nachzusehen, ob die Arbeit vollbracht sei. Als sie sah, wie fleißig Bäume und Aeste klein gehackt waren, zeigte sie sich ganz zufrieden und kehrte wieder in das Schloß zurück.

Es war wieder dunkel geworden und der Förster begab sich in sein Schlafzimmer zur Ruhe. Kaum hatte er sich niedergelegt, so drang ein Rauch in das Zimmer, der immer dichter und dichter wurde, so daß dem Förster das Ersticken nicht ausgeblieben wäre, hätte er nicht schnell nach dem Fläschchen gelangt und dasselbe ausgetrunken. Nachdem aber dieß geschehen war, kam ihm der Rauch gar nicht mehr beschwerlich vor, sondern er schlief so frisch und gesund, wie nicht leicht in seinem Leben.

Am folgenden Morgen trat wieder die Alte ins Zimmer, in der festen Meinung, der fremde Mann werde todt im Bette liegen. Wie ihr aber derselbe fröhlich entgegentrat, begrüßte sie ihn mit freundlichster Miene und drückte ihm ihre Freude darüber aus, daß er alle drei Proben glücklich überstanden habe. Dann bat sie ihn, er möchte ihr seine Lebensgeschichte erzählen.

Der Förster fing nun seine Erzählung an und kam endlich auch darauf zu sprechen, wie er seine Frau geholt habe und wer dieselbe sei.

Wie die Alte vernahm, der Fremdling sei der Gemahl ihrer jüngsten Tochter, da wußte sie fast nicht, was sie anstellen sollte vor lauter Freude, bewirthete das Ehepaar aufs kostbarste und nahm erst nach drei Tagen von demselben Abschied.

Förster und Försterin kehrten zu ihrem Vater zurück und dieser hatte eine Freude, die der Erzähler nicht beschreiben kann.

38.

Der Holzhacker.

Es war einmal ein Holzhacker, der nicht viel zu beißen und zu brechen hatte, aber dafür ein frisches Blut und Freude zur Arbeit. Der ging eines Morgens wieder hinaus in den Wald, schnalzte mit den Fingern und pfiff ein Lied vor sich hin, als ob die ganze Welt ihm gehörte. Wie er so forttrollte, begegnete ihm ein altes Weiblein, das auf einer Krücke daherhinkte. »Guten Morgen,« rief ihn die Alte an, »auch schon auf den Beinen? Und du pfeifst ja und schnalzest und thust, als ob dir gar nichts abginge. Fehlts aber ja doch manchmal am Geldbeutel und in der Küche und im Keller!« Wie der Holzhacker das hörte, machte er große Augen, denn es »nahm ihn Wunder,« woher wohl die Alte, die er sein Lebtag nicht gesehen hatte, das alles wissen könnte. Während er so dies Mütterchen groß anschaute, sprach es weiter: »Willst du's aber gut haben, mein lieber Holzhacker, so geh mit mir und werde mein Diener, bei mir sollst du ein Leben haben wie ein Fürst.«

»Warum nit?« sagte der Holzhacker, denn er dachte sich: »Zu Hause habe ich doch nichts, als die liebe Noth, und die kann ich überall haben.«

Er ging also mit dem krummen Mütterchen einen weiten, weiten Weg, bald durch pechschwarze Wälder, bald über struppige Haiden und er verwunderte sich nicht wenig, daß die Alte auf ihren Krücken die lange Wanderung aushielt. —

Am zwölften Tage endlich kamen sie zu einer Höhle und gingen auf diese los. »Siehst du,« sprach die Alte, »durch diese Höhle kommen wir in meinen Pallast. Der Eingang könnte zwar etwas schöner sein, aber, du wirst sehen, desto prächtiger ist's inwendig.« Sie gingen nun in die Höhle und kamen immer tiefer und tiefer hinein, bis sie endlich vor einer Thüre anlangten, die von helllichtem Golde war. Die Alte zog einen goldenen Schlüssel aus dem Sacke und sperrte die Thür auf.

Sie traten nun in einen Saal, dessen Wände ganz von Gold und mit allerlei Edelsteinen verziert waren. Der Holzhacker traute kaum seinen Augen, wie er alle die Pracht sah, und es kam ihm sonderbar vor, daß mitten in dem goldenen Gemach ein Löwe lag, der furchtbar heulte und winselte. Die Alte hinkte an dem Thiere vorbei, als ob sie es gar nicht sähe, und der Holzhacker hielt es auch für räthlicher das Maul zu halten.

Sie gingen nun aus dem prachtvollen Zimmer in ein anderes Gemach und von diesem wieder in ein anderes und so immer fort. In jedem Gemache aber war ein Löwe gelagert.

Endlich sprang auf den Wink der Alten eine Thür auf, durch welche sie in einen Saal traten, der eben so prächtig war, wie der erste. In der Mitte des Saales lag eine Löwin, die heulte und winselte und schaute den Holzhacker an, als ob sie ihm ihr Leid klagen wollte. Dem Manne ging ihr Laut und ihr Blick tief zu Herzen und er sprach zur Alten: »Die armen Thiere müssen einen Wolfshunger haben. Soll ich ihnen nicht etwas zu Fressen vorwerfen?«

»Für das Fressen dieser Bestien hast du nicht zu sorgen,« »schnarrte« die Alte, »wohl aber dafür, daß sie täglich ihre Schläge bekommen. Siehst du dort drüben hängt die Peitsche, mit der du die Bestien tagtäglich aus Leibeskräften abklopfen mußt. Geschieht es fleißig, so wird dir dein Lohn nicht ausbleiben, bist du aber nachlässig im Dienste, so sollst du deine Strafe schon empfangen.«

Der Holzhacker sah wohl ein, daß es da nicht gerathen sei zu widersprechen, und versicherte in allem pünktlich zu gehorchen.

Jetzt hieß die Alte den Holzhacker ein wenig warten, hinkte davon, so schleunig es gehen wollte, kam aber bald wieder.

»So, hier hast du dein gewöhnliches Frühstück,« sagte sie nnd stellte ihm einen Teller voll Obst vor.

»Schönen Dank,« erwiderte der Holzhacker und griff wacker zu. »Es ist doch schöner,« dachte er bei sich, »wenn in der Frühe eine Schüssel voll Marillen*) und Feigen und

*) Aprikosen.

solches Zeug vor einem steht, als wenn man morgens vor der Arbeit gar nichts zu beißen hat.« Während er sich so seine Gedanken machte, waren die schönen Früchte allmälig zu Ende gegangen und der Holzhacker freute sich des Frühstückes wegen schon wieder auf den folgenden Morgen.

Was er dann den ganzen Tag hindurch gethan hat, das weiß der Erzähler nicht zu sagen. Abends führte ihn die Alte in ein schönes Zimmer, worin ein Bett für ihn hergerichtet war. Er sagte nun der Alten: »Gute Nacht,« legte sich in sein Bett und schlief bald ein. Er hatte noch nicht lange geschlafen, da wurde er durch ein Klopfen an die Zimmerthür geweckt. Neugierig sprang er aus dem Bette, zündete sein Licht an und schaute zur Thüre hinaus, was es gebe. Und wer war draußen? Der Löwe war's, den er im ersten Saale gesehen hatte, und deutete durch klägliches Gewinsel an, daß er zu dem Holzhacker hineinwolle. Dieser war voll Mitleiden mit dem armen Thiere und ließ dasselbe ungehindert hereingehen. Wie der Löwe drinnen war, fing er an zu reden wie ein Mensch und sprach zum Holzhacker: »Du hast dich vielleicht schon lange über die sonderbaren Bewohner dieser prachtvollen Gemächer verwundert. So wisse denn, daß ich selbst ein verzauberter Prinz bin und daß alle Löwen und Löwinnen, die du in dem Pallast sahest, meine verzauberte Dienerschaft sind. Die Löwin aber, die du in dem letzten Saale erblicktest, ist meine Verlobte und die Alte, die dich hiehergeführt hat, ist ihre Mutter. Diese wollte unsere Verbindung hintertreiben und hat uns deßwegen in so abscheuliche Bestien verwandelt. Du bist der Einzige, der uns befreien

kann. Die Alte schläft ja wie eine Ratte und du hast jetzt die beste Gelegenheit, ihr den Garaus zu machen. Uns allen aber mußt du die Halsbänder lösen, und der Zauber hat ein Ende.«

Der Holzhacker war wie vom Himmel gefallen, als er das hörte, und versprach hoch und theuer, alles zu thun, was zu ihrer Rettung nothwendig wäre.

Der Löwe ging wieder aus dem Zimmer, der Holzhacker aber griff nach seiner Hacke und schlich sich auf den Zehen in das Schlafgemach der Alten. Er trat zum Bette hin und schaute ihr recht scharf ins runzlige Angesicht, um sich zu überzeugen, ob sie wohl schlafe. Wie er sah, daß sie keine Miene veränderte und die Augen fest zugeschlossen hatte, nahm er sich ein Herz, faßte die Hacke und that einen so kräftigen Schlag auf den Kopf der Alten, daß sie nur noch einen Schrei ausstieß und dann maustodt war.

Er ließ die Alte in ihrem Blute liegen und ging zu den Löwen herum, löste allen nach einander die Halsbänder — zuerst dem verzauberten Prinzen, dann der Prinzessin und dann der Dienerschaft — und in kurzem wimmelte es um ihn vor lauter Leuten, die ihm für die Befreiung vom Zauber zu danken nicht aufhören wollten.

Prinz und Prinzessin machten sich nun mit ihrer Dienerschaft und dem Holzhacker auf die Reise und in sechs Tagen kamen sie wieder in ihrem Königreiche an, das sie so lange nicht mehr gesehen hatten. Sie fanden alle Leute wegen ihrer langen Abwesenheit in der größten Bestürzung, denn Niemand wußte, wo sie eigentlich hingekommen seien. Allein als

sie erkannt wurden und sich die Nachricht von ihrer Zurückkunft verbreitete, da war eine Freude im ganzen Königreiche, als ob sie vom Grabe auferstanden wären.

In wenigen Tagen wurde die Hochzeit gehalten und dabei ging es so lustig her, daß man noch in späten Zeiten von der schönen Feierlichkeit erzählte.

Und der Holzhacker? Der Holzhacker blieb am Hofe, so lange er lebte, und hatte alles, was er sich nur wünschen mochte, in Hülle und Fülle.

39.

Der Müllerbursch und die Katze.

Kam einmal ein Mühlknecht zu einem Müller und bat ihn, er möchte ihm doch Arbeit geben, er sei schon lange Zeit gewandert und wolle sich nun wieder ein Paar Kreuzer verdienen. Der Mühlknecht ging dem Müller ein, denn er war ein flinker, rüstiger Bursche und er hätte ihm sogleich Arbeit gegeben, wenn ihm nicht ein sonderbares Bedenken in den Kopf geschossen wäre. Er kratzte sich eine Zeitlang hinter den Ohren und rückte dann langsam mit seiner Meinung heraus: »Ja, ich brauche jetzt freilich einen Mühlknecht und es stand mir nicht leicht einer so gut zu Gesicht, wie eben du. Aber noch hat's ein ander's Hackele.«

»Was denn für eins?« fragte hastig der Müllerbursch.

»Ja, du wirst mir's vielleicht nicht glauben wollen, aber es ist doch so, wie ich sage. So oft ich noch einen Mühlknecht in der Mühle schlafen ließ, ward er am andern Tage todt gefunden. Was eigentlich dahinter steckt, konnte ich noch nie erfahren, aber es ist einmal so.«

»So weit hat's noch nicht herabgeschneit, daß sich unser einer fürchtet,« erwiderte lachend der Mühlknecht.» Da laßt nur mich machen, ich bin nicht von »Schreckbichl« zu Haus.«

»Nein, wäre doch jammerschade um dein junges Leben,« meinte der Müller, »und wo noch Keiner davongekommen ist, da wird mit dir nichts Besonderes gemacht werden.«

»Kurz und gut, ich fürcht' mich nicht und ich bleibe bei euch, wenn ihr mir Arbeit gebt.«

»Wenn du durchaus dein Leben auf's Spiel setzen willst, so bleib halt. Angehen thut's dich,« erwiderte halb froh und halb zornig der Müller.

Der neue Mühlknecht ging nun in die Mühle und arbeitete trotz einem. Als es nachtete, legte er sich ein wenig nieder, ließ aber keinen Schlaf über seine Augen kommen und schaute und schaute, was denn etwa in der Mühle spucken möchte. Auf einmal kam eine große, schöne Katze auf ihn zugeschlichen und miaute und stellte den Buckel auf und wedelte langsam mit dem Schweif und schlich immer um den Mühlknecht herum, so daß dieser genug zu thun hatte, das unheimliche Vieh von sich abzuwehren. Wie aber das: »Gsch!« und »Mach dich!« und solche Sprüche nicht helfen wollten, wurde er über und über zornig, faßte die Katze beim Schweif und warf sie weit von sich weg. Nun »maunelte« die Katze wieder zur Thüre hinaus, der Mühlknecht aber dachte sich: »Warte du, komm' mir noch einmal,« legte sich auf ein Ohr und konnte ungestört schlafen.

Morgens in aller Frühe kam der Müller und wollte nach dem Leichnam des Mühlknechtes sehen. Wie machte er

aber große Augen, als ihm der Bursche singend und pfeifend entgegenkam und die Geschichte von der Katze erzählte.

Als es wieder Abend wurde, holte sich der Mühlknecht eine kleine Hacke und die versteckte er in seinem Bette. Bald war es Nacht, der Bursche legte sich nieder und die Katze schlich wieder miauend heran. Der Mühlknecht scheuchte sie dießmal nicht von sich, sondern that ihr schön und suchte sie immer näher und näher zu sich heranzulocken. Wie sie eng an seinem Bette stand, zog er flink die Hacke heraus und schlug ihr lachend eine Vorderpfote ab. »So, nun werde ich Ruhe haben,« meinte er und legte sich wieder in seinem Bette zurecht. Die Katze aber hinkte mit erbärmlichem Miauen auf drei Beinen zur Thüre hinaus.

Morgens in aller Frühe kam wieder der Müller, um nach seinem Burschen zu sehen. Dieser war seinen Meister kaum ansichtig geworden, da schrie er schon voll Freude: »Da seht einmal, was die Bestie zurückgelassen hat. Die kommt zu mir gewiß nimmer.« Mit diesen Worten zeigte er dem Müller die Pfote, die er der Katze abgehackt hatte. Der Müller »lachte sich den Buckel voll an« und konnte sich über seinen neuen Mühlknecht nicht genug freuen. Als er sich genug gelacht hatte, ging er wieder seine Wege und der Vormittag verging wie andere Male, nur wunderte es den Meister, warum sich heute sein Weib gar nicht sehen lasse. Es wurde endlich Mittagzeit und in der Küche brannte noch kein Feuer. Da ging dem Meister die Geduld aus und er schrie in allen Ecken und Enden nach seiner »Alten.« Die Meisterin aber kam nicht und gab auch keine Antwort. Endlich

ging der Müller in die Schlafkammer hinauf und fand die Seinige noch im Bette. »Was thust du denn? Es ist schon Mittagzeit und in der Küche drunten brennt noch kein Spänlein.« »Ich kann heute nicht kochen, mir fehlt etwas.« Der Müller war neugierig, was denn das sei, da bemerkte er, daß sein Weib mit den Armen so verzagt that, und auf einmal sah er, daß ihr eine Hand abgehackt sei. »Aha,« dachte er sich, »das fehlt dir,« und lief zornig über die Stiege hinab und erzählte dem Mühlknecht, was er gesehen habe. Der Bursche merkte wohl auch sogleich, daß die Katze niemand anders gewesen war, als die Meisterin, und daß diese eine böse Hexe sei.

40.

Thaddädl.

(Im Meranerdialekt.)

As ischt a môl a Bäurin g'wes'n, dö hôt an rechtan tôggatn Bua g'hôbt, und der hôt Thaddädl koasen. Dös ischt obar schun a Pôtsch g'wesn, dass man broatum kuan söttan g'fundn hôt. Hôsch'n eppas un'gstöllt, hôt ar ôlls arschling gathun, hôscht g'sâgt, er soll ai gien, ischt ar oi gôngan und hôscht g'sogt er soll firschi gien, nôrr ischt ar g'wis hindarschi gôngan. Dass i's recht sôg, as ischt hôlt a Zoch g'wes'n, der's Ross ôllm ban Orsch aufgazamt hôt.

A môll hôt ar á wiedar eppas Gabichs ungstöllt, — wos as krod g'wes'n ischt, scheippat mar selbar nit in — und dös ischt ihm schun á recht kôtzdumm fürkemman. Galist'n fôngan in Hof untn die Hennan un za gôgganoadn, wie ôlla Wettar, und do hôt der Lörl g'muant, die Hennan wölln dar Muattar postn, wos ar darstölit hôt, und dös hôt'n fuchtig g'môcht. Schnôll und Fôll ischt ar in Hôf oigarennt, hôt die Keatar darwuschn und ôllnan die Kragn umgadrahnt. Aff uan môl ischt ihm a Lichtl aufgôngan,

dass ar schun wiedar a môl eppas Tottlts darstöllt hôt und er hôt si gadenkt: wia werd die Muattar futtarn, wenn die Glutsch hin ischt. Dŏ hôt ar dös Ding guat sein g'lôssn, ischt in die Kuchl um an Henighofn und ischt wiedar in Hof oi. Nôchar hôt ar die Hennan garupft und wie ar ischt fertig g'wesn, hôt ar si von Kopf bis za die Zeachn mit Henig ung'schmirpp und nôchar in die Fedarn g'wölgg. — Iatz hôt ar an kurzn Prozess g'môcht, hôt si gadenkt, iatz bin i Glutsch, ischt aff die oar k'huckt und hôt aussarg'sprôzt, wia a Bock aff ar Knott. Wie die Muattar kemman ischt und die nuia Glutsch g'sechn hôt, ischt ihr's Hahnl aufg'stiegn uud sie hôt ung'fôngan za sablan und za pummalitzn, dass as g'fuirt hôt. „Du verflüchtar Toagôff, wos thuast denn do drinn? Sollt i dar nit gien die Oahrn röckn?“ Wie die longstüzzata Glutsch dös g'heart hôt, ischt sie as der Kreb aussar k'hupft. Die Muattar hôt no a Weil fortgagrunlt und hôt g'sôgt: „Mit den Bua ischt weitar nicht za richtn. Vielleicht, wenn ar a Waibats hött, dö'n recht aufdamman tat, kannts no anianigstn a G'sech kriegn“ — Der Infôll hôt ihr gor nit lôtschat gadunkt und iatz isch'i zan Nôchbar gôngan, der a fruatiga Gitsch g'hôbt hôt. Nôchar hôt sie's Madl g'frôgt, ob sie kuan Schneid hätt, in Thaddädl za heirathn. Die Gitsch hôt nit schiach gathun und die Muattar isch wiedar huam gôngan und

hôts in Thaddädl darzöhlt. Der hôt si gadenkt, dös ischt kuan loada G'schicht, und ischt staat zan Nôchbar aff'n Huangart gôngan.

Amôl hôt ihm 's Madl a Fackl gschenkt. Do hôt si der Thaddädl gadenkt: „Wia bring i dös Koat huam?“ Zerst hôt ar's a Weil mit an Strick gfiart, obar weil dös Viech nit hôt gian g'wöllt und ihm dös Zanggn darloadat hôt, hôt ar 's Mössar gnumman und's Fackl ogstochn. Nôchar hôt ar's darschnitn uud die Brockn ins Wullahemmat gsteckt.

Wia ar huam kemman ischt, hôt ar dar Muattar darzölt, er hob a Peatschl bakemman und hôt ihr die Brockn gazoagg. Wia die Muattar die Brockn gsechn hôt, isch'i grantig gworn und hôt ungfôngan aufzabagearn und hôt gsôgt: „An söttan Pluiwasch, wia du uanar bischt, findat man von Naudars bis Triant nit. Wenn da nit so an tamischn Grind höscht, hascht's Fackl mit an Strickl huamgfiart.“ Iatz hôt si der Thaddädl gadenkt: „Wôrt nur, wenn i nô amôl eppas kriag, will i's schun in an Soalala unlatzn.“

As hôt nit lông gataurt, ischt ar wiedar za seinar Pfot gôngan. Dösmôl hôt sie ihm an Pinggl harbanas Tuach za Pfoatn und Schwenzstrümpf und sötta Zuig gebn.

„Wôrt,“ hat si der Thaddädl gadenkt, „dösmôl will i nimmar a so tôlggat sein.“ Und do hôt ar a

Soalala gnumman und in Pinggl unglatzt. Dös ischt a Fuar gwesn; er hôt 's bliadlweissa Tuach durch'n Lettn und ôlla Lôckn ausgazôchn.

Wie ar huam kemman ischt, hôts die Muattar gsechn und hôt vôn Zôrn kuan Wort aussargabrocht. Obar a hantig's Gsicht woll hôt si gmôcht. Sie hôt ihrn Bua gor nimmar zan Nôchbar glôssn nnd ischt selbar darzue ônigôngan und hôt 's Madl af'n Bschau glodn.

Nôchar ischt sie huam und hôt zan Thaddädl gsôgt: „Du, heint kimmt af Marend 's Madl her und thua nôchar nit a so zochat. Du musst af ihr schaugn und ôlla Augn af ihr werf'n."

„Ischt schun recht, Muattar," hôt der Thaddädl gmuant, „i will enk gwis nimmar sirig môchn."

Nôchar ischt ar in Stôll oi und hôt in Viech die Augn aussargstochn uud hôt sie ingstekt.

Wias Marendzeit gwesn ischt, ischt sein Madl kemman und er hôt ôlla Augn af ihr gworfn. Wia sie dös gsechn hôt, hôt sie ihr gadenkt:

„Du bischt an Ösl
Und bleibscht an Ösl
Und werscht nimmar ôndarscht wearn."

Und sie hôt si darvun gazôgglt und si ban Thaddädl nimmar sechn glôssn.